

Hausfreunde

von

Hendrik Asten

Prolog

„Das habe ich so gesagt?“, wunderte sich Markus.

„Ich hab's natürlich ein wenig überarbeitet“, erklärte Gabriel.

„Ein wenig ist gut, ich glaub wir müssen noch mal darüber reden.“ Markus schüttelte nach wie vor den Kopf. „Wenigstens hast du mich nicht zum kompletten Idioten gemacht. Zeig es bloß nicht Wladislaw.“

„Das war wirklich ein Problem, aber ist er nicht wirklich so?“, fragte Gabriel.

„Doch schon“, musste Markus eingestehen, „aber ... ich weiß nicht.“

„Herbert? Bist du zufrieden?“

„Zufrieden? Ich erkenne mich wieder, ja schon. Leider muss man wohl sagen.“

„Miriam?“

„Ich bin ruhig, ganz ruhig.“

Herbert

Es gibt Weniges, das mein inneres Gleichgewicht erschüttern kann – die Ereignisse dieses Tages sollten schließlich auch dazu gehören.

In der Regel gelte ich als der Fels in der Brandung, um dieses klischeehafte, aber stimmige Bild zu verwenden. Schon meine äußere Erscheinung unterstützt diese Einschätzung. Meine kräftige und große Statur ist ein Geschenk der Natur, die Leibesfülle ist auf meine Vorliebe für ausgiebige kulinarische Experimente zurückzuführen. Für die Länge der Haare und den Vollbart ist mein Selbstbild zuständig, das letztlich darin besteht, mich als zeitlosen Künstler zu sehen. Meine stoische Gemütsruhe habe ich wohl zum größten Teil meinem Material, meinem Werkstoff zu verdanken – dem Stein. Er ist das Urelement der Form, und ich bin ihm immer treu geblieben. Alles andere wäre für mich ein Sakrileg. Der Stein, ob Diabas, Marmor oder Muschelkalk lehrt mich die Dinge in den richtigen Relationen zu sehen. Mir ist jegliche Unterwerfung unter gängige Moden und Trends zuwider. Das gilt sowohl in Bezug auf meine modischen Kriterien als auch in Hinblick auf meine künstlerische Tätigkeit. Im Grunde habe ich mich seit Anfang der 70er Jahre kaum verändert, wenn auch die Qualität und der Preis der Kleidung meinem Einkommen als einigermaßen erfolgreichem Bildhauer und beamtetem Kunstlehrer entsprechen. So sehr ich bei meinen künstlerischen Arbeiten jedwede Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Themen bewusst vermeide – die Inspiration schöpfe ich aus einer archaischen Quelle, die beständiger ist als kurzlebige gesellschaftliche Manifestationen

– so sehr bemühe ich mich, meinen Schülern die Funktion der Kunst in eben diesem Kontext zu vermitteln. Denn nach wie vor gilt Kunst bei den meisten Schülern als eher lockeres Nebenfach, indem sie sich gerne von den Anstrengungen des Schulalltags erholen. Wer sollte es ihnen verdenken, wenn selbst die Schulbehörden ihre Geringschätzung des Faches dadurch dokumentieren, dass sie jahrelang fachfremde Lehrer, bunte Bildchen malen und Collagen kleben lassen. Die meisten Schüler vergleichen Kunst zudem mit einem Fußballspiel. Die Spieler strengen sich an, aber es ist nicht klar, ob man ein Tor erzielen wird. Diese Haltung wird sich trotz meiner Bemühungen nicht von heute auf morgen ändern, aber ich versuche es immer wieder.

Miriam

Hätte ich es mir nicht einfacher machen und mir zwei nette Frauen als Mitbewohnerinnen aussuchen können? Vielleicht steife Engländerinnen, die ich mit Gruselstorys von Menschenfressern und wilden Tieren immer wieder zu verzückt hysterischem Gekickse gebracht hätte. Oder zwei lesbische, schneealpengebräunte bayerische Schönheiten, die mich ständig engumschlungen um meine noch dunklere Hautfarbe beneideten und vielleicht von der Eroberung Afrikas träumten. Vorstellbar wäre auch eine Kombination von einer blonden, gutbürgerlichen Hanseatin aus einem vornehmen Handelsgeschlecht und einer stoppelrothhaarigen, sommerbeprossten Berliner Sonderschullehrerin, die durch meine postsozialistischen Wehgesänge animiert, schnurstracks einen DVU-Ortsverband gegründet hätten.

Nein, ich will meine Ruhe haben und habe mich spontan für die beiden Jungs entschieden, als ich sie das erste Mal sah. Bis auf wenige Details sind sie genauso, wie ich sie mir vorgestellt habe. Irgendwie unverbiegbar, sie lassen sich weder von meinen Stimmungsschwankungen noch von meinen zahlreichen illustren Freunden von ihrem, wie auch immer gearteten, Weg abbringen. Ich suchte ja auch keine Männer fürs Leben oder fürs Bett, sondern Mitbewohner. Es war mir einfach nicht möglich in einer so großen Wohnung alleine zu leben, einfach zu peinlich. Ich hasse Luxus – das stimmt nicht ganz. Ich mag vieles und gebe auch Geld dafür aus z.B. für Reisen und für gute Bücher, ich mag nur nicht mehr besitzen, als ich brauche. Natürlich ist es auch ein Privileg, dass ich die Wohnung so schnell bekommen habe. Ein Anruf bei meinem Vater, der viele Freunde in Deutschland hat, genügte und schon bald erfuhr er von van Helen, mit dem er oft im Senegal zusammengearbeitet hat, dass diese Wohnung frei würde. Zunächst lehnte ich sie wegen der Größe ab, aber mein Vater bestand darauf, so könne er auch einmal van Helen besuchen oder irgendein Mitglied meiner weit verzweigten Familie könne hier Station machen. Also willigte ich ein; doch schon bald wurde mir klar, dass ich es alleine nicht aushalten würde. Niemand meiner Freunde kam in Betracht, denn sie sollten meine Freunde bleiben. Außerdem brauchten sie nicht zu erfahren, dass ich augenblicklich eine Identitätskrise durchlebte. In Paris war es für mich als Farbige problemloser, nicht, dass es dort keinen Rassismus oder keine Rechten gab, aber selbst die nationalen Arschlöcher sind seit Jahren an die Maghrébins, die Nordafrikaner gewöhnt und ihnen rutscht nicht gleich das Herz in die Hose, wenn sie einen Af-

rique sehen. Im Gegensatz zu Michael Jackson war ich stolz auf meinen Teint und hab mich immer nur mit Jungs eingelassen, die noch dunkler waren als ich. Viele von denen haben vergessen, dass sie eine andere Hautfarbe haben, oft musste ich ihnen in den Hintern treten, damit sie sich wenigstens zu irgendwelchen Solidaritätsveranstaltungen aufrafften, wenn's mal wieder um Abschiebungen ging. Aber hier ist alles anders. Selbst die aufgeklärten Weißen reden mit uns als müssten sie uns ihre Sprache erst beibringen, langsam, bedächtig, aufgesetzt hilfsbereit. Aber noch schlimmer sind die Nigger selbst – *ich* darf sie so nennen – viele sind entweder überangepasst und buckeln wie Sklavennigger oder ziehen sich aus Frust zurück. Und so habe ich mir zum ersten Mal einen Weißen als Freund angelacht, der sich bemüht, mich nicht merken zu lassen, dass er sich bemüht. Verdammt! Es ist nicht mehr so einfach wie in Paris.

An diesem Tag ging ich also einkaufen. Das hatte nichts mit meiner Rolle als Frau in unserer Wohngemeinschaft zu tun, sehr wohl aber mit meiner Abneigung gegen den ständig gleichen Pizzafraß meiner Mitbewohner. Sie, als Vertreter der so genannten zivilisierten Welt, assimilieren die Küche eines südeuropäischen Landes in Fastfoodversion und fühlen sich als haben sie den kulturellen Pluralismus erfunden.

Vielleicht, dachte ich, gab es ja in der Innenstadt frischen Karpfen im Angebot.

Herbert – Nachmittag

Ich habe einfach zu viel Spaß an der kulinarischen Komposition. Der Bildhauer in mir beneidet den Koch in mir, braucht ihn als Gegenpart. Ein Traum eines jeden Künstlers, wenn

seine Werke mit allen Sinnen verschlungen werden und zudem lebenswichtige Funktionen ausüben.

Da die Arbeit im Kulturausschuss unserer Stadt viele Kontakte nach sich zieht, konnte ich schon etliche Gelegenheiten für gustiöse Experimente nutzen. Und die geselligen Abende in unserer großen Wohnung haben sich beinah zu einer Institution entwickelt. Kaum jemand, der im kulturellen oder sozialen Leben eine Rolle spielt, ist von uns ausgelassen worden. Darauf legt Maria sehr viel Wert und ich entwerfe den kulinarischen Plan für solche Ereignisse. Ich nenne diese Events insgeheim „Kultfraß“.

Ich entschied mich an diesem Tag für Geflügel, vielleicht Maispoularde. Aber auf dem Markt entdeckte ich verlockende Entenkeulen. Dazu einen Portugieser Weißherbst.

Auf dem Bürgersteig, etwa 20 Meter vor der Weinhandlung, saßen zwei Bettler auf dem kalten Boden; ich opferte ihnen eine Euromünze, die ich ständig für Einkaufswagen griffbereit hatte. Ich konnte sie zwar nicht teilen, aber ich glaubte dass sie ohnehin zusammen arbeiteten. Unmittelbar, bevor ich den zweiten Bettler erreichte, kam mir ein verbrauchter Mitvierziger im Jogginganzug auf zwei Krücken entgegen. Er schwang diese Waffen bedrohlich, indem er damit wild in der Luft rumfuchtelte. Ich sprang einen Schritt zur Seite und registrierte, dass er es auf die Bettler abgesehen hatte, da er in deren Richtung drohte und wilde Flüche ausstieß. „Eh!“ rief ich, nicht mehr, und der Mann wandte sich mir zu. Ich blickte in blutunterlaufene, leere Augen und gewann das Blickduell mit meinem Gegenüber, das sich daraufhin, Unverständliches murmelnd, entfernte.

Miriam

„Und?“, fragte die Verkäuferin im Fischgeschäft. „Und was?“ war meine Reaktion. Aber dann kam, als wäre sie eben erst aufgewacht: „Sie wünschen bitte?“ Als müsste man – jedenfalls wir Schwarzen – sie erst einschalten. Sie kennen uns vorwiegend aus Schulbüchern, haben vielleicht von schwarzen Popstars oder sogar von Martin Luther King gehört, aber sie erschrecken sich, wenn wir vor ihnen stehen und ganz normal sprechen und keinen Rap singen. Ich habe mir schon überlegt, hüftschwingend einen Ghettoblaster zum Einkaufen einzusetzen. Ihre MTV und VIVA geschulten Klischees würden bedient und ich könnte mir einiges ersparen. Oder ich könnte mich als Tochter von Roberto Blanco ausgeben und einen Schuhplattler präsentieren. Zu ihrer Ehrenrettung an diesem Tag gab es die Bäckerin. Sie empfahl mir von sich aus, einige Minuten auf die frischen Brötchen zu warten. Vielleicht guckt sie kein Fernsehen.

Herbert – Früher Abend

Natürlich lese ich Kochbücher, aber nur, um mich von den jeweiligen Spezialitäten der verschiedenen Kulturkreise inspirieren zu lassen. Der Akt des Zubereitens jedoch findet freihändig statt, entweder man hat ein Gefühl für Komposition

und Nuancen oder nicht. Nur kann ich nicht darauf verzichten, mich beim Kochen musikalisch begleiten zu lassen. Jedes Mal nur ein Werk oder ein Künstler. An diesem Abend ließ ich die Göttliche in meine Töpfe gucken. Während die Callas Arien von Bizet, Verdi und Puccini intonierte, wusch ich meine Entenkeulen, deren Schicksal ich mit einer Aprikosensauce und Kastanienwirsing versüßen wollte. Ich erschrak, als ich bemerkte, dass Maria, offensichtlich schon einige Zeit im Türrahmen stehend, mich beobachtete. Sie sagte irgendetwas, was ich nicht verstand, also gebot ich der Callas zu schweigen.

„Was gibt es heute?“, fragte sie.

„Entenkeulen und Kastanienwirsing.“

„Hmm!“

„Wolltest du nicht noch arbeiten?“

„Geht nicht.“

„Warum?“

Maria brauchte es nicht zu erklären, durchschlagende Rhythmen – meine Schüler würden sagen Drum´n´Bass – dröhnten aus der oberen Wohnung durch die Decke.

„Um Gottes Willen!“, kommentierte ich. „Das ist ja apokalyptisch.“

„Das sind unsere neuen Nachbarn, wahrscheinlich Studenten. Sind wohl gestern eingezogen.“

„Und jetzt probieren sie aus, wie sich ihre Musik in der neuen Umgebung anhört. Das kann ja heiter werden.“ Verzweifelt hüpfte mein Blick im Takt der gegenwärtigen musikalischen Untermalung über meine edlen Entenkeulen. Maria kam auf mich zu, küsste mich und lächelte. Ich ahnte, was sie vorhat-

te, und sie wusste, dass ich, wenn sie es so anstellte, nicht nein sagen konnte.

„Man kann doch den ersten Kontakt nicht mit einer Beschwerde beginnen. Das ist dem Nachbarschaftsgeist bestimmt nicht förderlich“, erklärte sie.

Ich verkniff mir den Hinweis, dass Studenten so etwas wie ähnliches wie Schüler seien und von denen hatte ich mich eigentlich erholen wollen. Aber das hätte nur eine längere Diskussion nach sich gezogen, bei der ich ohnehin den Kürzeren gezogen hätte. Dennoch versuchte ich, das Unabwendbare zu verhindern. „Aber die Keulen lassen sich nicht teilen. Ich kann schlecht Ragout daraus machen.“

Maria insistierte mit ihrem unnachgiebigen Lächeln. Achselzuckend inspizierte ich die Tiefkühltruhe und entdeckte leider noch etliche Hähnchenkeulen. Schweren Herzens seufzte ich über diesen unprofessionellen Kompromiss und überlegte ernsthaft, ob ich anstelle des geplanten Kartoffelgratins eine Riesenportion Pommes Frites reichen sollte. Da Maria noch nicht umgezogen war, musste ich mich zwecks Pflege der nachbarschaftlichen Kontakte zur Quelle des Lärms begeben. Es öffnete mir ein hagerer junger Mann mit mittellangen, ungepflegten blonden Haaren. Die Brille, an der er ständig rumnestelte, vergrößerte seine hellblauen Augen um ein Mehrfaches.

„Zu wem wollen Sie?“, fragte er mit eindeutig osteuropäischem Akzent.

„Rauball, ich bin ihr Nachbar. Meine Frau und ich wollten sie ganz spontan heute Abend einladen.“

Keine Reaktion, hatte er nicht verstanden?

„Das ist bei uns so üblich, wenn jemand einzieht“, setzte ich nach.

Gegen das Wummern der Beats rief der hilflos wirkende junge Nachbar nach einem Markus. Der höllische Sound erstarb, und sein Mitbewohner, äußerlich geradezu das Gegenteil, betrat den Flur. Er machte selbst in löcherigen Jeans und zerschlissenem Baumwollhemd einen gepflegteren Eindruck. Einer der jungen, klassisch schönen Männer mit sportlichem Körper und natürlich gelocktem braunem Haar, deren Zuhause man in Halbfettmargarine- oder Duschgelparadiesen vermutet. Er lächelte mir charmant entgegen.

„Ich hab mir schon gedacht, dass es zu laut ist, aber ich habe meine schalldämpfenden Boxenständer noch nicht gefunden. Tut mir leid. Wir sind gerade erst eingezogen.“

Ich wiederholte artig die Einladung und ertete auch diesmal ratlose Mienen.

„Natürlich kommen wir!“, ertönte plötzlich eine entschieden weibliche Stimme aus dem Hintergrund, deren Besitzerin das Trio um eine wahrhaft exotische Erscheinung komplettierte. Eine junge Schwarze mit strahlenden Augen und einem umwerfenden Lächeln stand mir gegenüber.

„Meine Männer sind ein bisschen schüchtern, wenn ich nicht dabei bin“, lachte sie. „Wir nehmen ihre Einladung gerne an.“

„Ihre“ Männer schienen ihr in der Tat aus der Hand zu fressen und nickten brav.

Miriam

Nein! Ich würde ihn nicht bitten, die Platte von Soriba Kouyate aufzulegen. Schließlich bin ich keine Kulturimperialistin und

was Markus hört, müsste mir eigentlich näher sein, als ein Lied gesungen von einem Griot und begleitet vom beschwörenden Klang der Kora. Aber obwohl ich viel länger in Deutschland und Frankreich als im Land meines Vaters gelebt habe, sehne ich mich nach „Afrika-Tam-Tam“, wie es Markus neulich genannt hat. Vor allem, wenn er „Metallica“ hört, habe ich diese Sehnsucht. Ich werde ihn langsam an wahre Musik gewöhnen, werde ihn bei allen möglichen Gelegenheiten: beim Frühstück, wenn ich ihn in meinem Auto mitnehme oder in einer ausgewählten Kneipe wie zufällig damit konfrontieren, so lange bis dieser verwunderte Blick in seine Augen tritt. Zunächst fühlt es sich an, als ob eine leckere unbekannte Speise auf der Zunge zergeht, dann läuft diese Energie durch den Körper, zuerst beginnen die Beine zu zucken, dann trommeln die Finger rhythmisch auf den nächstliegenden Gegenstand, bevor der ganze Körper sich den Mandingo- oder Wolofrhythmen hingibt. Das wird eine Offenbarung sein, die er weder mit House, Techno oder Drum´n´Bass je erlebt hat, schon gar nicht mit Hard Rock oder Heavy Metall. Noch ist Markus nicht reif dafür, aber bald. Dagegen wird diese Kur bei Wladislaw nicht anschlagen. Sein Körper ist lediglich Ernährer seines Hirns, das er wiederum nur benötigt, um mit seinem Computer zu kommunizieren.

Die Wohnung ist seit dem Einzug meiner „Männer“ ein Schlachtfeld – sei’s drum. Ich werde ihnen mit der Zeit schon den nötigen ästhetischen Feinsinn vermitteln, damit ihr Studentenbudeninventar sich einigermaßen unauffällig in die gediegene Wohnumgebung einfügt.

Jedenfalls hegte ich die Hoffnung, während Markus „Metallica“ dröhnen ließ. Es war ungefähr dieser Gedanke, der mich beschäftigte, als unser Nachbar an der Tür klingelte.

Herbert – Abend

Die Hähnchen und die Enten waren warm gestellt und die Suppe köchelte gerade lange genug, als die ersten Gäste pünktlich eintrafen. Die Freunde wissen halt, dass sie was verpassen, wenn sie zu spät kommen. Der erste war Gabriel Wenzel, „unser“ junger Schriftsteller. Er hat noch nicht so viel veröffentlicht, dass man sich in seinem Ruhm sonnen könnte, dennoch erweist sich die Anwesenheit eines Autors jedes Mal als gesunder Katalysator, wenn das Gespräch sich kreativen Themen zuwendet. Ein Autor ist in den Köpfen der meisten vielmehr Synonym für Phantasie und Träume als ein Künstler. Wahrscheinlich hat sich noch nicht genügend herumgesprochen wie viel Richter oder Kiefer verdienen. Ein Aufschrei Marias hatte meine Aufmerksamkeit auf sein Kommen gelenkt. Gabriel hielt in der linken Hand einen riesigen Blumenstrauß und unter dem rechten Arm klemmte eine Kiste Champagner.

„Gabriel! Was hast du vor?“, wunderte sich Maria.

Er küsste sie auf beide Wangen und strahlte mit kindlicher Vorfreude. „Darf ich heute Abend mit euch das Erscheinen meines dritten Romans feiern?“

„Das ist ja wunderbar, natürlich, komm erzähl!“

Ich zog mich wieder zurück. Das ist ein unbestreitbarer Vorteil: Derjenige, der für das leibliche Wohlergehen zuständig

ist, hat ständig Verpflichtungen und kann leider nicht an allen Gesprächen teilnehmen. Wusste ich doch, dass Gabriel, seit er schrieb, sehr einsam lebte und außer uns kaum Freunde hatte. Aber warum nahm er sich auch ständig historische Themen vor? Kein Wunder, dass es so um ihn stand, wenn er sich nur mit längst verblichenen Figuren beschäftigte. Aber er hatte ja uns.

Dann tauchte der nächste Gast auf. Peter war unerwarteter Weise nicht alleine. Aus meinem sicheren Verließ vernahm ich, wie er zu seiner weiblichen Begleitung gekommen war. Es handelte sich bei Ilona um eine wissenschaftliche Assistentin an seinem Seminar, die erst kürzlich in die Stadt gezogen sei und noch keine eigene Wohnung habe, deshalb habe er ihr mit einem Zimmer in seiner bescheidenen Bleibe ausgeholfen. Ich riskierte einen Blick und erkannte Peter nicht wieder. Seine einstmals langen dunklen Haare waren auf Stoppellänge zurecht gestutzt, und offensichtlich hatte er die Gewohnheit abgelegt, sich so spartanisch wie möglich zu kleiden. Er trug einen karamellfarbigen Anzug, ein schwarzes Hemd und eine beige Krawatte. Seine hellblonde Begleiterin trug ein dunkelblaues Kleid, darüber ein schwarzes Jackett. Was war zuerst, fragte ich mich, der neue Peter oder die neue Frau? Auf jeden Fall ließ sich jetzt schon absehen, dass Peter, um seiner Eroberung zu imponieren, den Platzhirsch geben würde. Das ging ihm in der Regel leicht von der Hand, wenn er aus dem Fundus seiner soziologischen Studien schöpfte. Wohl war mir nicht dabei. Jetzt kam der Dritte, der eigentlich vorgesehenen Gäste und der hatte bis jetzt nur mit mir zu tun gehabt, also musste ich mein Refugium aufgeben und ihn in Empfang nehmen. Bernd Holter war Kameramann

und Autor, jedoch nicht so wie Gabriel, denn er schrieb lediglich Konzepte fürs Fernsehen. Aus irgendeinem Grund hatte er mich für ein Künstlerporträt auserkoren. Ich begab mich gewichtigen Schritts in die Höhle der Löwen und stellte ihn den bereits Anwesenden vor. Er war mit einem dunklen Mantel und einer braunen Lederhose bekleidet. Schwungvoll entledigte er sich des Mantels, ein schwarzes Hemd mit Stehkragen offenbarend. Mit seiner dunkelblonden Mähne wirkte er ein wenig wie der Highländer. Sogleich preschte Peter vor und gab peinlicherweise eine Vorabempfehlung meiner Kochkünste zum Besten. Die Studentennachbarn hielten das akademische Viertel ein und erschienen als letzte.

Miriam, die Farbige, überraschte uns, indem sie im folkloristischen Stil ihres Heimatlandes auftrat. Mir war zwar noch nicht klar, um welche Heimat es sich handelte, aber ich bemerkte, dass die Anwesenden sich eine Begrüßung in irgendeinem Stammesdialekt ausmalten. Und verwundert registrierten sie Miriams akzentfreie vorgebrachten Gruß: „Hi, ich bin Miriam.“ Ihre beiden Begleiter folgten auf dem Fuß. Markus mit dunklem Jackett und dunkelblauem Hemd und der dritte Nachbar mit Namen Wladislaw in Jeans und Rolli. Die jungen Männer begnügten sich mit einem kurzen Kopfnicken.

Es wurde Zeit für einen Aperitif, und ich zog mich wieder zurück, um die Gläser zu füllen. Die Konstellation der Gäste ergab zu diesem Zeitpunkt noch keinen Hinweis auf den weiteren Verlauf des Abends. Allerdings reichte ich den Aperitif in eine unentschlossene Gruppe von Menschen. Kaum einer wusste mit dem anderen etwas anzufangen. Gabriel und Holter knabberten zaghaft an Erdnüssen oder Chips. Peter rede-

te auf Ilona ein und der Rest harrte der Dinge. Das war eigentlich ein normaler Zustand, bevor die gemeinsamen Gaumenfreuden die Haderer und Zauderer zu einer genüsslichen Gruppe verschmolzen. Wir kannten das, und Maria kostete diese Vorzeit aus, sie war sich gewiss, dass sie dann später, in gelöster Atmosphäre, unauffällig moderierend, letztendlich jeden dazu brachte, sich zu offenbaren. Es war schon beeindruckend: ich öffnete sozusagen durch meine Kochkünste die Sinnestore und Maria machte sich über die freigesetzten Geister und Seelen her. Dieses Procedere war unter uns nicht abgesprochen – keineswegs, eher beschworen wir, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Wir ergänzten uns einfach ideal.

Gabriel warf Maria einen flehenden Blick zu. Die verstand, hüstelte einige Male und die Gäste schwiegen neugierig. Maria hielt die Spannung einige Sekunden lang aufrecht und verkündete, es gäbe an diesem Abend überraschenderweise etwas zu feiern. Ohne nähere Erklärung drückte sie Markus eine der Champagnerflaschen in die Hand und verteilte unsere edleren Gläser – die Ikea-Variante benutzten wir, wenn wir alleine waren. Ich wartete nur darauf, bis Peter seines in der Hand hielt – ich ahnte, was kam. Er hob es gegen das Licht und wartete bis sich aller Aufmerksamkeit auf ihn richtete.

„Wissen Sie, wonach diese Form entstanden ist?“ Als Gastgeber verdarben wir ihm die Pointe natürlich nicht. „Sie sehen den Busen von Marie Antoinette vor sich.“ Beifallsheischend blickte er in die Runde.

Markus griff sich eine der extraschlanken Sektkelche und hielt sie ebenfalls in die Höhe. „Kennt jemand das Modell für diese Form?“

„Friedrich, der Große!“, antwortete Ilona unter Gelächter.

Leider klingelte das Telefon, ich nahm das Gespräch im Flur entgegen.

„Van Helen. Mein Lieber, wie geht es Ihnen?“, fragte unser ehemaliger Nachbar.

„Bestens, schade, dass Sie heute Abend nicht hier sein können. Wir haben mal wieder ein kleines Essen. Sind Sie schon im Senegal?“

„Ja, seit einer Woche jetzt. Das ist ja wirklich schade. Das werden wir nachholen. Sagen Sie, kann ich Sie um einen kleinen Gefallen bitten?“

„Natürlich!“

„Dummerweise haben wir bei unserem Auszug einen Koffer auf dem Dachboden vergessen. Leider kann ich den Vermieter zurzeit nicht erreichen, könnten Sie das für mich übernehmen? Sie müssten sich von ihm den Schlüssel von der leer stehenden Wohnung besorgen oder er müsste Ihnen aufschließen. Sie sind meine einzige Hoffnung, Herr Rauball.“

„Und dann schicke ich Ihnen den Koffer in den Senegal? Die Anschrift haben wir ja.“

„Das wäre wirklich sehr nett. Er ist sehr wichtig für mich.“

Van Helen gab mir noch einige Instruktionen. Dann rief ich den Vermieter an und hinterließ auf seinem Anrufbeantworter eine entsprechende Nachricht.

Van Helen, ein patenter Kerl. Er hatte irgendetwas mit dem Diplomatischen Dienst zu tun und wohnte alle Jahre in einem anderen Land. In den zwei Jahren, die er in unserem Haus weilte, wurde er zu einem unserer besten Freunde. Er war sehr eloquent, ein wenig Gentleman der alten Schule, was

Maria immer sehr gut gefallen hatte. Es war selbstverständlich ihm diese Bitte zu erfüllen. Bis jetzt hatte ich gar nicht gewusst, dass es zu der Wohnung im dritten Stock einen Dachboden gab. Das wertete das überaus repräsentative Domizil noch mehr auf. Wir waren einige Male seine Gäste gewesen und konnten feststellen, dass sein dezent herrschaftlicher Stil sich auch in seiner Einrichtung widerspiegelte. Mir hatte es besonders der stuckverzierte weitläufige Salon angetan, den leider nur die oberste Etage aufzuweisen hatte. Aber dafür verfügten wir über den ebenerdigen Anbau, in dem ich mein Atelier eingerichtet hatte.

Ich kam rechtzeitig ins Wohnzimmer zurück, um mitzubekommen, dass es in Gabriels neuem Roman um einen Senator im alten Rom ging, den eine unerfüllte Liebe zu einer Sklavin in den Wahnsinn trieb.

„Nun, dieser kriegserprobte und mehrfach dekorierte Senator kann also nicht von dieser Sklavin lassen. Er setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um ihr die bürgerlichen Rechte zu verschaffen, damit er sie ehelichen kann. Das war sein Problem: Er hätte mit ihr alles machen können, er hätte sie umbringen oder vierteilen können. Das wäre sein Recht gewesen. Aber er will sie auf seinem Stand haben. Vergebens. Dann greift er zu einem letzten Ausweg. Er lässt sie mit ihrem Einverständnis sterben – offiziell jedenfalls. Und sie kehrt natürlich zurück, äußerlich vollkommen verändert, mit allen Maskierungstechniken, die es im alten Rom gab: Haarfarbe und – schnitt, Tünche, Kleidung usw. Er hat es sogar geschafft ihr einen neuen Akzent und eine veränderte Körperhaltung zuzulegen und hat sie mit einer neuen Herkunft ausgestattet. Alles perfekt. Sie stehen kurz vor der Hochzeit, als

ein anderer Sklave, der weiß, wer sie wirklich ist, ihn erpresst.“

Peter verzog eine Augenbraue, Bernd hüstelte, aber Miriam schien begeistert.

„Ist das nicht sehr schwierig sich in die Gedankenwelt der damaligen Zeit einzuarbeiten?“, fragte sie mit aufrichtigem Interesse.

Gabriel lächelte dankbar. „Na, ja, man muss sich schon einiges anlesen.“

„Spannend!“, beendete Miriam ihre Anteilnahme.

„Wie sind sie denn auf das Thema gekommen?“, interessierte sich Ilona. „Haben Sie vielleicht die lockeren römischen Sitten fasziniert?“

Pikiert setzte Gabriel zu einer Antwort an, aber Peter kam ihm zuvor. „Da hat der römische Senator ja noch mal Glück gehabt, dass es damals weder Fernsehen noch Internet gegeben hat.“

Ich beschloss, die peinliche Situation durch das Eröffnen des Menüs zu beenden und begab mich zu meiner Blumenkohlsuppe, die ich mit Orangencreme verfeinert hatte und der zarte Lachstreifen, wie ich hoffte, einen letzten Kick gaben.

Peter ließ sich mal wieder zu einem überschwänglichen Lob hinreißen, das er in seiner typisch überzogenen Art vortrug. Er behauptete, demnächst den bitteren Hungertod erleiden zu müssen, da jedes Mal, nachdem er eines meiner Gerichte gekostet hätte, ihm tagelang nichts anderes schmecken würde. Ich bot ihm daraufhin an, ihn auf Schonkost zu setzen. Er nahm einen weiteren Löffel, schloss die Augen genießerisch und meinte, dann wolle er schon lieber sterben.

Schon löste sich die Stimmung ein wenig und Gabriel setzte noch einmal an, die amourösen Verstrickungen seines Senators darzustellen. Aber er scheiterte an Marias untrügerischem Gespür für gefällige Themen – sein Buch gehörte offensichtlich nicht zu selbigen. Maria wollte wissen, wer denn angerufen habe. Ich informierte in Kürze über van Helens Kofferproblem und war überrascht, als Miriam sich zu van Helen äußerte.

„Oh, ich kenne ihn sehr gut, er hat früher mit meinem Vater im Senegal zusammengearbeitet. Er hat uns auch die Wohnung hier im Haus verschafft. Ein sehr netter älterer Herr.“

„Dann stammen Sie aus dem Senegal?“, wollte Peter wissen.
„Mein Vater ist Senegalese, meine Mutter Französin, ich bin übrigens in Deutschland geboren, aber habe lange dort gelebt.“

Ein Raunen ging durch die Runde, und die anwesenden Männer außer Miriams Mitbewohnern überschlugen sich mit ihren Bemerkungen. Ich war der erste, der durchdrang.

„Das nächste Mal, wenn sie kommen, bereite ich Ihnen *Capitain á la Saint Lousienne*. Was halten Sie davon?“

Miriam war sehr angetan: „Schön, dass sie eines der Nationalgerichte kennen.“ Im Hinblick auf die ratlosen Gesichter erklärte sie, dass es sich dabei um Flussbarsch mit Kräuterfüllung handele. Ich ergänzte, dass der Barsch im Ofen gegart würde und fügte noch einige Anmerkungen zur senegalesischen Küche im Allgemeinen hinzu, die im Übrigen sehr einfach sei. Peter unterbrach mich.

„Lieber Herbert, wenn du ständig über dein Lieblingsthema Kochen sprichst, erfahren wir gar nichts über die bezaubernde Miriam. Ich befürchte ohnehin, du verfolgst das Gesche-

hen auf der Welt ohnehin nur gefiltert über die Kochbücher der jeweiligen Länder. Na ja, für einen Künstler genügt das vielleicht.“

Ich drohte mit meinem erhobenen Zeigefinger und lachte natürlich mit. Maria verteidigte mich, indem sie eine politische Veranstaltung anführte, an der ich letzten Monat teilgenommen hätte. Trotzdem, ich hielt es für angebracht, den Hauptgang zu servieren und verkniff mir zu erzählen, wie er sich von der Maispoularde im Sinn, über die Entenkeulen in der Auslage bis hin zur letztendlichen Hähnchenentenkombination entwickelt hatte. Auch als Kochkünstler darf man keine Schwächen zeigen. Zunächst war ich versucht, den Studenten und Ilona gerechterweise die Hähnchenkeulen zukommen zu lassen, da sie eben ungeplant dazu gestoßen waren. Aber dann entschied ich, bei Miriam eine Ausnahme zu machen und Ilonas Blick auf das Tablett erweichte mich auch bei ihr zur Ente. Was ich kurz daraufhin bereute, denn sie war nicht wirklich bei der Sache. Peters Hand unter dem Tisch beeindruckte sie wesentlich stärker. Während meiner kurzen Abwesenheit war Miriam vollends ins Rampenlicht gerückt. Im Moment gab sie das Porträt einer Batikfärberin aus Dakar zum Besten, die auch ihren Boubou, den kaftanartigen Umhang, den sie trug, gefärbt hatte. Ihre Mitbewohner verköstigten sich genüsslich und es schien ihnen angesichts des reichlichen Mahls und des unermesslichen Getränkevorrats gleich, wer und was jemand sagte. Selbst Gabriel, obwohl immer noch etwas gekränkt, da sich niemand für sein altes Rom interessierte, machte den Eindruck als sei er von Miriams Erzählungen zu neuen Werken inspiriert. Auch Bernd Holter, der Fernsehmann, wartete sichtlich darauf, Miriam ein weite-

res Stichwort zu liefern. Ich hoffte, dass Maria rechtzeitig die Fäden in die Hand nehmen würde.

Peter kam allen zuvor. „Dieser Sänger, Youssou N’Dour, hat in einem Interview geäußert, Senegalesen im Ausland würden über kurz oder lang in ihre Heimat zurückkehren, weil kein echter Senegalese wirklich woanders leben wolle. Gibt es denn bei Ihnen keine Korruption, keinen Präsidenten mit 20 Luxuslimousinen und 40 Bediensteten wie in Kenia oder Simbabwe?“

„Doch, klar!“, antwortete Miriam. „Soweit ich weiß, können Sie jeweils eine Null dran hängen, dann stimmt es ungefähr.“

Holter ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt, sich einzubringen, denn er hatte schon einmal ein Konzert des Sängers in Hamburg gefilmt und danach habe sich seine Vorliebe für afrikanische Musik entwickelt. Im letzten Jahr sei er bereits zum zweiten Mal in Südafrika gewesen. Peter winkte ab, das heiÙe gar nichts, da sei alles touristisch durchorganisiert.

Es hatte noch niemand etwas zur Ente gesagt! Gabriel blickte entschlossen auf und ich dachte schon ... Aber er wollte nur wissen, ob Miriam auch daran denke, wieder zurück zu gehen. Sie stahl mir eindeutig die Show!

„Ich bin in Westeuropa aufgewachsen und fühle mich eher als Europäerin, ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können?“

„Aber leiden Sie nicht gewissermaßen unter der Zerrissenheit Ihrer kulturellen Identität?“, setzte Gabriel nach.

„Sie meinen zwischen Europa und dem Senegal? Dieser überhebliche Blick! Wissen Sie, alle kennen Yossou N’Dour und sonst nichts – oder? Hätten Sie z.B. Schriftsteller wie Cheikh Hamidou Kane gelesen, wüssten Sie, dass die kulturelle Zerrissenheit, wie Sie es nennen, auch ein altes Thema

für uns Senegalesen ist. Die Integrationsproblematik, die momentan hier in allen Medien diskutiert wird, ist für uns nichts Neues. Meine Landsleute leben schon lange mit einer Mischung aus der animistischen Tradition, der mystischen Geistigkeit des Islam, des christlichen Gedankenguts und dem Wertesystem der westlichen Zivilisation. Ich will nicht sagen, dass das immer funktioniert, aber vielleicht könnten die Deutschen in dieser Hinsicht von uns noch lernen und nicht ständig ihre Integrationsunfähigkeit bejammern.“

Nach Miriams engagiertem Statement wurde selbst Ilona wach, allerdings hatte sie die letzten Sätze wohl noch verschlafen. „Es gibt eine Statistik, die besagt, dass die Mehrheit, der hier lebenden Deutsch-Russen nicht mehr zurück will.“

„Das sind doch gänzlich überholte Diskussionen. Wir leben in einer Zeit der globalen Vernetzung. Nationale Besonderheiten spielen da immer weniger eine Rolle“, erklärte Markus gelassen. „Vor allem nach dieser unglücklichen Balkengeschichte, müsste das jedem klar sein.“

„Postnationalismus!“, warf Peter ein. „Ich empfehle den neuen Habermas, der ist zwar nicht ganz ausgegoren, aber immerhin bringt er ...“

Maria ließ ihn nicht ausreden und wandte sich an den einzigen, der noch nichts gesagt hatte.

„Wenn ich das vorhin richtig verstanden habe, Wladislaw, sind Sie Pole. Was sagen Sie denn zu der Frage der Nationalität?“

Wladislaw rückte überrascht seine Brille zurecht. „Ich habe Internet!“

Die Lacher nutzte ich, um das Pistazienparfait aus der Küche zu holen. Noch immer wurde die Ente totgeschwiegen. Mittlerweile hatte ich den Fehler erkannt: Gute Küche lebt vom Kontrast; Orangen und Aprikosen ähneln sich im Endeffekt zu sehr, ich hätte bei der ursprünglichen Idee bleiben sollen und eine Maispoularde mit einer dunklen kräftigen Sauce fertigen sollen, vielleicht an Zucchini. Zu spät! Ich sagte ja bereits: das war nicht mein Tag.

Offenbar hatte sich jemand gewundert, warum das Fernsehen an meiner künstlerischen Arbeit Interesse zeigte. Denn als ich den Nachtisch brachte, erklärte Holter, der Fernsehmann, gerade dieses Phänomen. Sein Sender, dessen Aufgabe es war, das Bild der Deutschen im Ausland zu vermitteln, produzierte seit längerem eine Reihe über spezifische Merkmale deutscher Regionen und da sie wenig Zeit für die Recherche vor Ort hatten, nahmen sie als typischen Künstler oft denjenigen, der in den aktuellen Fremdenverkehrsmittlungen der Kommunen erwähnt wurde – meine letzte Ausstellung war im Veranstaltungskalender der Stadt aufgeführt. Ich empfand dieses Kriterium nicht als besonders schmeichelhaft.

„Dann sind Sie ständig unterwegs und müssen sich immer wieder neu einarbeiten?“, fragte Maria.

„Das ist in der Tat das Los der rasenden Reporter. Dafür kennen wir keine Langeweile.“

„Wie schnell hecheln Sie so einen Beitrag durch?“ Peter gab sich nicht die Mühe, seine Geringschätzung zu verbergen.

„Eben bis mir eine Sache langweilig wird“, blaffte Holter zurück.

„Kein Wunder, dass der Ruf der Deutschen im Ausland immer noch bescheiden ist. Allerdings würde er auch nicht besser, wenn die Fernsehritzen weniger oberflächlich arbeiten würden. Eher schlechter, aber das ist wohl nicht der Grund für Ihren Niveaumaßstab.“

„Peter!“ Maria teilte die gelbe Karte aus und wies Peter zu recht. Er solle nicht alles madig machen, was nicht wissenschaftlich sei.

Ich unternahm ebenfalls einen Versuch, die Ehre meines Fernsehmannes zu retten: „Die Zeiten haben sich halt geändert, ohne diesen Informationsflickenteppich geht doch heute gar nichts mehr.“

„Siehe die Nato und die Medien!“, warf Markus ein.

Dennoch fühlte sich Bernd Holter bemüßigt, uns ernsthaft über Arbeitsbedingungen der journalistischen Fernseharbeit aufzuklären. Ständige Formatdiskussionen, unregelmäßige Arbeitszeiten, Konkurrenz, Termindruck, wechselnde Mitarbeiter, mangelndes Pflichtbewusstsein oder Unfähigkeit. Und er habe das alles hinterher am Schneidetisch auszubaden. Jüngst habe er aus schlecht gedrehtem Material, teils unscharf, fehlfarbig und uninspiriert, einen Beitrag retten müssen. Da sei es nur verständlich, wenn die Medienleute oft als überheblich und arrogant gelten. Das sei lediglich Selbstschutz.

„Ich kenne sie als karrieregeile Bücklinge“, bemerkte Peter.

„Aber Sie wirken doch gar nicht arrogant“, warf Ilona ein.
„höchstens eitel.“

Holter nahm das nicht so ernst, wie ich befürchtet hatte, ignorierte Peter und lächelte Ilona an. „Ist auch berufsbedingt.“

Peter unterbrach den aufkeimenden Dialog: „Das schönste Interview hat mal ein Reporter der Windrose geführt – einer von diesen Jungens der alten Schule um Peter von Zahn. Er stieg – ich glaube es war in Tibet – mehrere Stunden lang zu einem Bergkloster auf, um ein Interview mit einem Mönch zu führen. Der Reporter stellte seine erste Frage, aber der Mönch schwieg. Die zweite Frage, wieder Schweigen. Der Mönch hatte offensichtlich ein Schweigegelübde abgelegt. Aber der Reporter brachte seinen Fragekatalog unbeirrt zu Ende. Bestimmt folgten noch zehn weitere Fragen. Das nenne ich konsequente Berufsauffassung. Wäre doch heute gar nicht mehr möglich.“ Peter lauerte, ob der Fernsehmann etwas erwidern würde. Aber Holter gefiel die Anekdote offensichtlich.

Ich räumte den Tisch ab, als ich zurückkehrte, führte Holter wieder das Wort, allerdings hatte er das Glatteisthema Berufsethos der Medienmacher verlassen und war bereits leicht angesäuselt. Da hatte ich mal wieder schlecht beobachtet, es überraschte, wie wenig ein Medienmensch vertrug oder wie viel er trank, je nachdem. Er sprach über Nashornaphrodisiaka, das er unter anderem in einem afrikanischen Shop in der Innenstadt erstanden hatte.

Ich wusste, dass Maria eingreifen würde. „Das ist doch wohl nicht ihr ernst, haben Sie schon mal etwas von Artenschutz gehört?“

„Ja, aber ...“ Holter kam nicht zu Wort.

„Das wird heute vielleicht noch in Indien oder Asien gehandelt, selbst in Afrika weiß man es mittlerweile besser“, meinte Peter.

„Außerdem ist fast nur das Phosphor verwertbar“, ergänzte Maria, die so etwas als Biologin wusste.

„Na ja. Da galt ja wohl, was auch für viele Pflanzen zutrifft, dass die Analogie der Form zu dem betreffenden menschlichen Körperteil die Hauptwirkung verursacht“, schlug Peter ein weiteres Kapitel seines Universallexikons auf.

Jetzt hatte ich auch ein Stichwort: „Mit diesem Trank im Leibe siehst du Helenen in jedem Weibe!“ Ob das jemand kannte? Natürlich war es Gabriel, der es als Zitat aus Faust identifizierte. Ich ergänzte, dass es sich dabei wohl um einen Trank aus der Alraune gehandelt habe.

„Jetzt wird es ja ganz mystisch, wenn du jetzt die Flugsalben der Hexen ins Spiel bringst“, bremste mich Peter.

Ich hätte noch einiges zur Bedeutung der Alraune in der Mythologie erzählen können, aber Ilona hatten es wieder mal die freien Sitten in Rom angetan.

„Was haben denn die alten Römer benutzt, ihr Senator zum Beispiel?“

„Die haben sich Pfeffer auf das Glied gestreut“, wusste Peter. Aber Gabriel hatte wirklich etwas zu bieten: „Plinius empfiehlt, den rechten Lungenflügel eines Geiers in eine Schädelhaut zu packen und ihn sich dann auf die betreffenden Körperstellen zu pressen.“

„Ihh!!!“ Ilona war beeindruckt. „Die waren ja drauf!“

Maria schaute mich genüsslich lächelnd an. Wollte sie von unseren gemeinsamen Versuchen mit Chili, Ingwer, Nelken, Kolanuss und dergleichen berichten? Da gäbe es schon was zu erzählen, obwohl ich mir nie schlüssig war, was bei mir mehr bewirkte, die exotischen Ingredienzien oder Marias erotische Ausstrahlung, der ich nach wie vor erlegen war – je-

denfalls zeitweise. Maria beließ es bei dem viel sagenden Blickkontakt.

Peter fixierte Miriam. „Sie müssen das Mittel doch kennen, das ultimative Aphrodisiakum.“

„Sie meinen, weil meine eingeborenen Landsleute noch auf den Bäumen hocken und ständig die Rinden anknabbern. Halten sie doch nicht alle Afrikaner für Halbaffen!“

„Seien Sie doch nicht so empfindlich, aber ich wusste, sie kennen Yohimbin. Es wird nämlich aus der Rinde des Yohimbé-Baumes gewonnen. Der wächst ja wohl im Senegal.“

„Zugegeben, aber ich empfehle meinen Lovern eher Viagra.“

Die erneut unerfreuliche Wendung veranlasste mich, die Gäste nach weiteren Getränkewünschen zu fragen, und ich trat erneut den Rückzug in die Küche an, um Kaffee und Espresso zu bereiten. Peter konnte ein richtig guter Unterhalter sein, solange es ihm keine Frau angetan hatte. Ich wunderte mich, wieso Maria ihn heute nicht mehr in die Schranken wies; allerdings funktionierte unser Seelenbefreiungsprogramm erfahrungsgemäß nur, sofern die Zusammenstellung der Gäste wohlweislich geplant war. Heute Abend mussten wir eben mit gewissen Unwegsamkeiten rechnen. Anders ausgedrückt: Die Chemie stimmte vorne und hinten nicht. Peter spielte, wie ich befürchtet hatte, den Platzhirschen, Miriam ließ sich nichts gefallen, die anderen wehrten sich dagegen kaum, und ich sehnte mich ausnahmsweise nach einem ruhigen Abend zu zweit.

Immerhin gab es wieder ein verspätetes Lob für mich, bzw. für mein Pistazienparfait. Aber dummerweise brachte ich Kaffee und Espresso ausgerechnet zu dem Zeitpunkt als Miriam den Bogen von Viagra über die Weltbank zur Nord-

Südproblematik geschlagen hatte. Sie insistierte darauf, die südlichen Länder nicht als dämliche Lieferanten von exotischen Aphrodisiaka und billigen Rohstoffen zu sehen wie z.B. Kaffee. Auf dem Weltmarkt herrsche immer noch brutaler Manchester-Liberalismus, es fehle allenthalben auf der Welt an einer sozial-ökologischen Marktwirtschaft. Und alleine der Kapitalismus, für den immer nur noch der Profit zähle, sei letztendlich für Armut und Hunger verantwortlich.

„Bravo, bravo!“, applaudierte Peter. „Eine treffende Analyse. Aber ich entnehme Ihren Aussagen auch, dass Sie als Alternative keinesfalls den Staatssozialismus oder gar den Kommunismus vorschlagen. Diese Systeme haben sich ja wohl endgültig überlebt.“

„Wer weiß?“, antwortete Miriam provozierend.

„Schmeckt Ihnen denn der Espresso nicht?“, fragte Maria einlenkend. Ich hielt ihre Intervention für allzu naiv, aber sie erreichte, was sie wollte, denn aller Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf die sinnlichen Genüsse. Selbst Peter lehnte sich entspannt zurück und genoss. Um das Gespräch nicht in die ehemalige Richtung zurückzulenken, verkniff ich mir den Hinweis auf die Herkunft der verwendeten Kaffeebohne. Sie war zu teuer und zu exklusiv. Vielleicht würde es die Gäste auch irritieren, wenn sie erfuhren, dass die Luvac-Bohne aus dem Kot der gleichnamigen Katzen auf Java gesammelt wird. Kenner wissen, dass diese Katzen nur die besten und vollreifen Kirschen der Kaffeepflanze fressen und zudem der Kaffee in ihrem Verdauungstrakt einer ganz spezifischen Fermentation ausgesetzt ist. Es ist dann natürlich sehr mühsam die unverletzt ausgeschiedenen, besser: ausgeschissenen, Bohnen einzusammeln. Daher der hohe Preis.

„Mich wundert nur, dass unser Vermieter sich noch nicht gemeldet hat. Es ist schon spät, vielleicht sollten wir ihn noch einmal anrufen“, schlug Maria vor. Miriam meinte, sie wäre van Helen einiges schuldig und fände es fürchterlich schade, dass man ihm nicht helfen könne.

„Gehen wir doch einfach rauf und holen uns das Ding. Die Wohnung steht doch leer“, schlug ihr Mitbewohner Markus vor, anscheinend froh, endlich Aktion anstatt Konversation vor Augen zu haben.

Maria wehrte lachend ab. „Wie wollt ihr denn da rein kommen?“

„Lassen Sie das meine Sorge sein“, meinte der Student.

„Van Helen würde sich bedanken“, erklärte ich.

„Aber es ist doch einen Gedanken wert! Ich meine, wir könnten doch einmal darüber reden“, unterstützte Gabriel den Vorschlag, obgleich er es wohl so meinte, wie es sich anhörte: Man solle darüber reden.

„Diejenigen, die hochgehen, nehmen ein Handy mit und falls es Probleme gibt ...“ Holter sah das ganz lässig. „Das ist doch kein Thema. In zehn Minuten sind wir wieder hier. Was meinen Sie?“, fragte er Gabriel.

Dem ging es dann doch zu schnell. „Im Prinzip haben Sie recht, dennoch bräuchten wir erst einmal Informationen.“

„Süß!“, kicherte Ilona.

„Wie meinen Sie das?“ Gabriel ahnte es wirklich nicht.

„Ein richtiger Schreibtischtäter. Mann, tu doch mal was!“

Einen Moment lang war nicht klar, ob sie Peter oder Gabriel aufforderte. Ich tippte auf Gabriel. Treffer! Als auch Peter klar wurde, dass Ilona nicht ihn anfeuerte, stellte er sich als je-

mand hin, den das Ganze nichts anging. In seinen Augen besser, als zu wollen, aber sich nicht zu trauen.

„Das ist doch, entschuldigt mal, Pipifax. Das ist doch absurd, nur Kleinkinder brauchen solche Abenteuerspielchen. Purer Aktionismus“, kommentierte er.

„Ich weiß nicht.“ Gabriel haderte ernsthaft.

Markus drehte belustigt seine Daumen umeinander. Ilona war über Peters Reaktion irritiert und ich erklärte mich für befangen. Holter gab Markus einen Wink, er solle sich zu ihm setzen. Wladislaw schwieg wieder. Maria fand das ganze sehr spannend und blinzelte vielwissend Miriam zu. Daraufhin nahm ich eine weitere Auszeit, indem ich das Geschirr abräumte und mich nach weiteren Getränkewünschen erkundigte. Wladislaw bat ohne Umschweife um Wodka.

Kaum war ich in der Küche angelangt, stieß überraschend Ilona zu mir. „Männer! Ich hab die Nase voll.“

„Weil sich niemand entscheiden kann?“, schlug ich vor.

Sie setzte sich auf den Rand der Arbeitsplatte und das enge Kleid rutschte, bezaubernde Schenkel offenbarend, in die Höhe. „Nein, weil sie sich immer dafür entscheiden, besser sein zu wollen, als der jeweilige Konkurrent. Aber nicht dafür, was das Beste ist.“

Ich war von ihrer Weitsicht überrascht, vielleicht hatte ich sie falsch eingeschätzt.

„Ich habe mich dafür entschieden abzuspülen. Wo ist der Konkurrent?“

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen. Sie haben sich für das Richtige entschieden, jedenfalls beteiligen Sie sich nicht an dem Hickhack.“

„Danke, ich hätte gedacht, Sie bevorzugen Männer der Tat und nicht des Herdes.“

„Das ist die Ausnahme. Männer, die kochen können, fallen aus der Statistik raus.“

„Nochmals – Danke.“

Endlich bekam ich, wenn auch sehr spät und nicht besonders überschwänglich, mal wieder ein Kompliment – und das von einer Frau. Sie verließ ihren exponierten Sitzplatz und half mir beim Einräumen des Geschirrs, während die Diskussion nebenan ständig lauter wurde. Wladislaw stieß zu uns, fragte nach seinem Wodka und setzte sich der Einfachheit halber direkt neben die Flasche, die auf dem Küchentisch stand. Ilona warf ihm einen merkwürdig melancholischen Blick zu. Ich brachte Wein und Wasser in unser kombiniertes Ess- und Wohnzimmer. Auf dem Rückweg schloss Peter sich mir an.

„Junge, das ist nicht mein Ding. Dieser Quark geht mir auf den Geist. Was habt ihr denn da für Möchtegernkrieger eingeladen?“

Höflicherweise antwortete ich, die Küche sei ohnehin der revolutionärste aller Räume. Peter setzte sich Wladislaw gegenüber, betrachtete mehr die Wodkaflasche als ihn, übrigens ein guter Puschkin, und legte dann, als Ilona an ihm vorbeiging, wie zufällig seinen Arm um ihre Hüfte. Zunächst ließ sie es sich gefallen, aber dann begann er eine schrecklich unkommunikative Tirade über Alkohol und Drogen, wobei die Moral seiner Ausführungen nicht eindeutig zu erkennen war. Der Soziologiedozent dozierte einfach ins Blaue, wahrscheinlich, um in Übung zu bleiben. Spätestens als Ilona Markus kopfschüttelnd in der Tür stehen sah, entzog sie sich Peter und setzte sich neben Wladislaw. Peter ließ es einfach

geschehen, ohne seinen Redeschwall zu beenden. Markus zog sich wieder zurück und wir vernahmen ein erneutes Aufflackern der lautstarken Diskussion von nebenan. Einige Minuten später blickte Maria kurz hinein und verkündete, dass sich die Leute aus dem Esszimmer nach oben in die Wohnung der Studenten begeben wollten. Sie würde sie begleiten, um ein wenig aufzupassen. Peter kanzelte das Vorhaben erneut als aktionistischen Blödsinn ab. Im Nachhinein weiß ich, dass wir in diesem Moment die letzte Gelegenheit verpasst hatten, dem Abend ein erfreulicherer Ende zu bereiten.

Markus

Ich war froh den Laberköpfen entkommen zu sein, ihren taktischen Geplänkeln und ihrem pseudoaufgeklärtem Geschwafel. Natürlich war es eine noble Geste der Nachbarn, die noch die Erträglichsten von allen waren, uns eingeladen zu haben. Aber meine Befürchtung hatte sich bestätigt, dass wir uns nicht viel zu sagen hatten. Sie brauten sich einen zeitlosen, kulturhistorischen Mix, der heute niemanden mehr interessiert – wahrscheinlich hörten sie immer wieder dieselben Jazzplatten und vielleicht den einen oder anderen Liedermacher aus der 68er Zeit. Ich versuchte erst gar nicht mit ihnen über Sport oder guten Sound zu reden; wenn sie ins Ausland fuhren, interessierten sie sich bestimmt nicht für die geilsten Klippen und scharfe Strömungen oder tolle Wildwasserläufe, sondern ergötzen sich an ihren historischen Anekdoten, die sie bis zum geht nicht mehr daher laberten. Auch keine Spur von modernem Lifestyle, kein Trend zu erkennen. Gruffies

wie aus dem Bilderbuch! Nur, was soll man machen, wenn Miriam von ihrer, vielleicht angeborenen, afrikanischen Höflichkeit getrieben, Wladislaw und mich dazu verdonnerte an dem Kaffeekränzchen teilzunehmen? Wir konnten ihr nie etwas abschlagen. Nicht von dem Augenblick an, als wir sie kennenlernten. Wladislaw und ich standen damals vor dem schwarzen Brett und schrieben uns Telefonnummern der angebotenen Wohnungen ab.

„Ihr sucht zu zweit?“, sprach sie uns von hinten an. Wladislaw reagierte wie immer nicht sofort und kaute unbeirrt an seinem Kaugummi weiter. Er brauchte jeweils eine halbe Minute, um sich auf die niederen Ebenen des Smalltalks einzustellen und auch dann bestand sein Kommunikationsanteil aus wenig mehr als Stichworten. Er war der ideale Zimmergenosse für mich, wir kamen uns nie in die Quere, so verschieden wie wir waren. Ich dagegen, liebte es zu reden, um des Redens willen. Also wendete ich mich um und antwortete eloquent: „Ja, wir ...“ Meine ständig präsenten Floskeln zu dem Thema: „Überlebenskampf der männlichen Singles unserer Zeit“ verflüchtigten sich angesichts ihrer Erscheinung. Sie stand da, strahlend, die Arme in die Seiten gestemmt und war ziemlich schwarz. Nicht, dass es die erste Schwarze war, die ich kennen gelernt hatte, aber noch keine hatte mich so angestrahlt. Sie wiegte sich ein wenig in den Hüften, zeigte noch etwas mehr von ihren weißen Zähnen und sagte: „Na, dann hab ich was für euch. Ich hab noch zwei Zimmer frei.“

Selbst Wladislaw schluckte vernehmlich, drehte sich um und vergaß weiterzukauen. Ich fand dann doch meine Sprache wieder: „Aber du kennst uns doch gar nicht.“

„Na, gut, dann gehen wir jetzt zusammen einen Kaffee trinken und danach gilt dein Einwand nicht mehr.“

Wladislaw klappte seinen Mund zu. „Daimler“, schlug er vor und ging voran. Wir folgten ihm in das Szenecafé.

Sie hatte uns, wie gesagt, vom ersten Moment an am Schlafittchen. Damit kein falscher Eindruck entsteht, muss ich hinzufügen, dass sich das nur auf unsere gemeinsamen Aktionen bezog. Ansonsten lebte jeder sein Leben, wie er es gewohnt war und offensichtlich hatte sie genau nach dieser Sorte möglichst individueller Mitbewohner gesucht. Bis heute wissen wir nicht genau, warum sie gerade auf uns gestoßen ist. Jedes Mal, wenn wir sie fragen, redet sie sich mit Zufall heraus. Natürlich habe ich irgendwann auch geglaubt, es sei meine unwiderstehliche Ausstrahlung, die Miriam zu dem Angebot verleitet hätte. Sobald sich die Gelegenheit dazu ergab – es war an einem Abend, als ich mit ihr alleine die Wohnung renovierte und wir danach noch etwas Wein tranken – habe ich diese Annahme überprüfen wollen. Aber ich kam nicht weit. Soweit dazu.

Dieser Koffer interessierte mich nicht im Geringsten, es ging mir, wie gesagt, nur um die Gelegenheit zu entkommen. Ich hatte mir vorgestellt, den Koffer zu holen, ihn unten abzugeben, um mich dann wegen irgendwelchen dringenden Studien höflich zu verabschieden. Aber es wurde diskutiert und überlegt und die Geister schieden sich, man stelle sich vor: wegen eines Koffers! Missmutig führte ich dann schließlich den handelswilligen Teil der Abendgesellschaft in unsere Wohnung und zeigte dem Schriftsteller und Frau Rauball, die wir inzwischen mit ihrem Vornamen, Maria, ansprachen, wie

man von unserem Balkon in der Küche leicht auf den oberen steigen könne. Der Schriftsteller blickte mich skeptisch an, traute sich aber einen Blick aus dem Fenster zu werfen. „Nicht einfach!“, kommentierte er. Ich ging darauf nicht ein, sondern kündigte an, in der Wohnung nach einem Seil zu suchen.

Miriam und der Fernsehmann standen noch im Flur. Während ich in meinem Zimmer in verschiedenen Kartons kramte, konnte ich durch die halboffene Tür vernehmen, dass sie nicht ganz bei der Sache waren. Sie sprachen über die afrikanische Filmindustrie. Allerdings beschränkten sich Holters Kenntnisse auf Südafrika und Miriam musste ihn aufklären, dass die gut entwickelte südafrikanische Filmindustrie – während der Apartheidszeit zumindest – wenig mit dem üblichen afrikanischen Film zu tun hatte. Im übrigen Afrika sei es vielmehr so, dass man mit der gesamten Großfamilie in die Open Air Kinos gehe, die Kinder schrienen ständig und alle feuerten ihre jeweiligen Filmhelden lautstark an – das sei gewiss kein Paradies für Kinopuristen. Ich weiß nicht, ob Holter bemerkte, dass sie ihn mit ihrer übertriebenen Darstellung aufzog, aber er ließ es einfach geschehen. Zaghafte führte er an, dass es doch den einen oder anderen internationalen Achtungserfolg gegeben hätte. Miriam erwiderte, wenn ihn das afrikanische Kino wirklich interessiere, solle er doch einfach mal auf das Panafrikanische Filmfestival nach Ouagadougou fahren um die aktuellen Filme der Generation nach Souleymane Cissé oder Ousmane Sembène in Augenschein zu nehmen.

Ich schoss an den beiden vorbei und demonstrierte in der Küche meine Beute, die aus einem 5 Meter langem Seil, ei-

nem Schraubenzieher und einer Taschenlampe bestand. Maria pfiff anerkennend durch die Zähne und Wenzel schauderte es angesichts dieser bedrohlichen Instrumente. Er rief nach Holter, aber dieser bat um noch etwas Geduld, brachte ihm doch gerade Miriam die richtige Aussprache der Hauptstadt von Burkina Faso, Ouagadougou bei. Nachdem er es beim dritten Versuch fehlerfrei betont hatte, musste ihn Miriam so angestrahlt haben, wie ich es von ihr kenne und er musste sich gefühlt haben, als sei er von diesem Augenblick an in die afrikanische Gemeinschaft aufgenommen worden. Ich kann nachvollziehen, dass er sich dann, vor allem da er ein wenig angesäuselt war, zu etwas Unbedachtem hat hinreißen lassen. Der Knall der Ohrfeige schallte durch die ganze Wohnung. Einige Sekunden später tauchte er in der Küche auf und drängte auf Aktion.

„Moment, Moment!“ Wenzel ging das alles zu schnell. „Zuerst müssen wir überlegen, wie wir es machen und dann, wer es macht.“

Ich war entnervt. „Passt auf, wir gehen jetzt alle in unseren Gemeinschaftsraum, da können wir in Ruhe planen.“

„So ein Blödsinn, wir machen das jetzt einfach!“, schlug Holter vor. Aber Wenzel meinte, er habe eine sehr gute Idee und schon zog er Holter dankenswerterweise mit hinaus. Maria brachte mir gegenüber mit einem Achselzucken ihre Verwunderung über diese Möchtegernaktivisten zum Ausdruck. Miriam kam in die Küche, sie hatte sich inzwischen ihres Boubous entledigt und trug Jeans und ein T-Shirt. Sie legte den Zeigefinger an die Lippen und gab Maria zu verstehen, dass sie Holter und Wenzel hinhalten solle, während sie selbst und ich auf den Balkon steigen würden. Maria lachte

und begab sich mit bedeutsamer Miene zu den beiden Theoretikern.

Während ich sicherte, seilte sich Miriam als erste hoch. Vorher hatte ich das Seil über die Brüstung des Balkons in der dritten Etage geworfen, das Ende wieder heruntergezogen und befestigt. Ich folgte ihr nach und auf dem Balkon angelangt, fanden wir ein gekipptes Fenster vor – na bitte! Mit Hilfe des langen Schraubenziehers und unter Miriams Beifall gelang es mir das Fenster vollends zu öffnen. Miriam schwang sich gewandt über die Fensterbank und öffnete die Balkontür. Sie war genau die Richtige, dachte ich, spontan und entschlossen, wenn es darauf ankam. Schade, dass ich bei ihr keine Chance hatte. Bis jetzt war es mir noch nicht mal gelungen, herauszufinden, ob sie einen Freund hatte. Nicht, dass ich sie nicht gefragt hätte. Aber, wenn man sie ein wenig kennt, weiß man, wann es zwecklos ist, nachzuhaken. Sie lächelt einen dann fast mitleidig an und man fühlt sich wie jemand, der bei einer Prüfung durchgerasselt ist. Um dann wieder in den Genuss ihres lebenswichtigen Wohlwollens zu kommen, belässt man es dann besser dabei. Natürlich hatte ich auch bei unserem Einzug mit Argusaugen ihre männlichen Freundeshelfer beobachtet. Sie hatte alle, unabhängig von der Hautfarbe, mit annähernd gleicher Intensität begrüßt und auch zwischendurch den einen oder anderen umarmt. Entweder war sie mit allen zugange oder sie verstand es, ihren Prinzen aus welchem Grund auch immer zu tarnen. Wir wohnten ja auch erst zwei Tage zusammen. Ich war sicher, ihr Geheimnis bald lüften zu können.

Ich ließ den Lichtkegel der Taschenlampe durch den Raum gleiten. Zu unserer Überraschung war er nicht leer. Ebenso

wie in unserer Wohnung, befand sich hier die Küche. Es gab eine Spüle, ein Regal mit Geschirr und Töpfen, einen Schrank und einen Esstisch mit 6 Stühlen. Alles war sauber, fast steril, als ob man pingelige Gäste erwarte oder als sei jemand verreist. Verblüfft gingen wir in den Flur und hier hörte die Ähnlichkeit mit unserer Wohnung auf, er erstreckte sich fast doppelt so lang wie der unsere und wurde in der Mitte von einem riesigem Saal unterbrochen. In diesem verwinkelten Haus war anscheinend jede Etage anders geschnitten und diese schoss den Vogel ab. Zwei überdimensionale Skulpturen, irgendwelche Schwertkämpfer standen umher. Zusammen mit den beiden alten verschnörkelten Sitzreihen aus schwerem Holz das einzige Inventar. Helle Flächen an den Wänden ließen darauf schließen, dass dort einmal Gemälde hingen. Wir betraten hinter dem Museumssaal einen kleineren Nebenraum. An jeder Längswand befanden sich drei Feldbetten und an der uns gegenüberliegenden Wand hing eine Fahne mit einem mir unbekanntem Symbol, davor ein Tisch auf dem einige Wäschestapel lagen und daneben ein Kleiderschrank.

„Sieht aus, wie in einer Kaserne“, meinte ich.

„Beeilen wir uns!“ Etwas in Miriams Gesichtsausdruck irritierte mich. „Was ist?“

„Ich habe ein dummes Gefühl.“

Miriam war nicht ängstlich, und wenn sie so etwas sagte, sollte man es ernst nehmen, dachte ich. Aber das wäre jetzt doch zu lächerlich, so kurz vor dem Ziel einfach aufzugeben.

„Ich hab eine Idee!“, sagte ich, „Du gehst auf den Balkon und hältst sozusagen die Stellung, während ich mich weiter umsehe.“

Miriam war zu meiner Verwunderung sofort einverstanden. Ich suchte weiter, beim nächsten Raum handelte sich um eine Art Arbeitszimmer mit Schreibtisch, Computer, Stahlschrank und einigen elektronischen Geräten, deren Funktion sich mir nicht gleich erschloss, möglicherweise Funkgeräte. Im letzten Raum, in dem sich außer einigen großen, unhandlichen Kisten weiter nichts befand, gab es eine Treppe - die führte wahrscheinlich zum Dachboden. Ein Geräusch ließ mich aufschrecken. Sofort schaltete ich die Taschenlampe aus und verschanzte mich hinter dem Stahlschrank.

„Markus, bist du da?“ Es war Miriams Stimme.

„Grrr!“ knurrte ich, ohne die Lampe einzuschalten.

„Lass den Blödsinn!“

Ich hielt mir die Lampe ans Kinn und beleuchtete mein Gesicht von unten. „Grrr.“

Meine Fratze beeindruckte Miriam nicht im Geringsten. Sie war nicht alleine. Maria und Holter hatten sich auch rauf geschwungen.

„Kommt, das ist zu heikel. Wir gehen besser“, forderte uns Maria gleich auf. Auch sie hatte keine Nerven.

„Nicht ohne den Koffer“, beharrte ich. Trotz meines kleinen Schwipses war mir natürlich klar, dass Marias Anweisung, ernst zu nehmen war. Den Tatbestand des Einbruchs hatten wir spätestens in dem Moment erfüllt, als wir bemerkten, dass die Wohnung nicht leer stand. Ich frage mich, was es dagegen juristisch bedeutet, in eine leere Wohnung einzusteigen. Solange wir glaubten, dass sie leer stand, war für uns der ehemalige Mieter, der Besitzer des Koffers, sozusagen noch der Herr der Räume. Ich weiß nicht mehr genau, was ich in dem Moment gedacht habe, vielleicht sagte ich mir: Einbruch

ist Einbruch und wenn wir den schon mal ausgeübt hatten, konnten wir auch die Aktion zu Ende bringen – war auch nicht mehr Einbruch.

Maria drängte und drängte und ich versicherte, ich wolle mich beeilen, sie sollten schon mal vorgehen. Schließlich sah sie ein, dass ich mich nicht umstimmen ließ. Sie und Holter zogen ab, nicht ohne die Wohnung noch einmal gründlich zu inspizieren. Miriam enttäuschte mich nicht. Als sie merkte, dass ich es durchziehen wollte, folgte sie mir die Treppe hinauf und hielt die Taschenlampe bis ich die Tür geöffnet hatte. Was im Übrigen eine leichte Übung darstellte, da es sich um ein einfaches Zimmertürschloss handelte – die konnte ich schon als kleiner Junge öffnen. Vielleicht kannte Miriam mich auch schon zu gut, ich brachte meistens zu Ende, was ich mir vorgenommen hatte. Was hätte es auch für einen Sinn, seine Entscheidungen ständig in Frage zu stellen? Miriam begleitete mich weiter auf den Dachboden, der sich fast über die gesamte Wohnung erstreckte. Offensichtlich hatte dieser van Helen den größten Teil seiner Möbel hier abgestellt. Sessel und ein Sofa unter Schonbezügen, Schränke, Truhen und Vitrinen füllten den Großteil des Dachbodens. Im hinteren Teil stapelten sich wiederum Holz- und Metallkisten. Schade, dass wir uns beeilen mussten, man hätte die eine oder andere Entdeckung machen können. Es war nicht schwer, den Koffer zu finden, er stand hinter dem Sofa, neben zwei anderen alten Reisekoffern, die jedoch leer und unverschlossen waren. Unser vermeintliches Objekt der Begierde dagegen war ein neueres Modell mit Sicherheitsverschlüssen.

„Was ist das?“, fragte Miriam.

„Was?“

„Psst, sei ruhig!“

Ich lauschte angestrengt. Jetzt hörte ich es auch - mehrere männliche Stimmen. Sie konnten nur aus der Wohnung unter uns stammen.

Herbert

Nun ja, ich fand, das war auch schon was wert, den Spül schon erledigt zu haben, wenn die Gäste noch anwesend waren. Ilona hatte mit angepackt, Peter hatte mehrfach das Thema gewechselt und Wladislaw widmete seine Aufmerksamkeit abwechselnd Ilona und der Wodkaflasche. Dann begaben wir uns in die Kaminecke und angesichts des vorzüglichen Malzwhiskeys konnte ich Peters Monologen einiges abgewinnen. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen? Man beginnt sozusagen zwischen den gesprochenen Zeilen zu denken und nimmt die Dinge nicht so ernst wie im hellwachen Zustand. Zur Krönung stopfte ich mir eine Pfeife, während Peter, der sonst nicht rauchte, eine Zigarre bevorzugte. Ich wundere mich immer wieder, warum dieser einfältige Männlichkeitsfetisch auch heutzutage die Frauen wieder anzieht. Sie husten, wie auch Ilona es tat, aber lächeln dabei kopfschüttelnd und viel sagend. Ich war dankbar, dass er dann einen seiner ver-

lorenen Fäden wieder aufnahm. Mir war es gleich, um welchen es sich handelte. Zwar erinnere ich mich an Zeiten – wie lange war das wohl her? – zu denen ich mit Peter sehr engagiert diskutierte, aber meine Kunst und mein Lebenswandel haben meine intellektuelle Gier in ruhigere Bahnen gelenkt. Mitunter empfand ich Peters ständigen, sich oft im Kreise drehenden Diskurs als Ausdruck seiner persönlichen Sinn- oder Schaffenskrise, so, als suche er nach einem Ausweg aus einem ihm selbst nicht bewussten Dilemma. Unvermittelt erinnerte ich mich an eine meiner pädagogischen Examensprüfungen. Einer der Professoren fragte mich nach der Ursache der zunehmenden Gewaltbereitschaft an den Schulen. Ich habe meine Antwort längst vergessen, aber sozusagen unter vier Augen teilte er mir mit, er und sein Kollege hätten bereits vor allen anderen die wahren Ursachen entdeckt, ich solle nur abwarten. Gespannt habe ich in seinen nächsten Veröffentlichungen die Antwort gesucht, aber nur feststellen können, dass er sich intensiver mit esoterischen Themen auseinandersetzte. Na ja – das war in der Zeit nicht ungewöhnlich und im Nachhinein ergänzte ja auch das eine oder andere Nebenprodukt dieser „Neuen Innerlichkeit“ den allzu rationalen Entwurf der vorherigen 68er Generation.

Unversehens näherte sich Peter meinen Gedanken, in dem er auf Selbsterfahrungsworkshops für Manager zu sprechen kam. Dort würde „geistige Energie“ lediglich zur Rechtfertigung des eigenen Karmas eingesetzt. Das sei ein reiner „Ego-Kult“, der mit sozialer Verantwortung überhaupt nichts zu tun habe. Es sei doch eindeutig, dass derartige „soziale Krüppel“ ideal zu instrumentalisieren seien, von wem auch immer. Jetzt keimte doch noch mein Interesse auf, ich fragte

mich, worauf er hinauswollte und setzte zu einer klärenden Frage an. Aber Ilona kam mir zuvor.

„Peter, meinst du nicht, du solltest wenigstens am Abend ein wenig abschalten. Ich mache mir langsam Gedanken über dein seelisches Gleichgewicht.“

Verblüfft blies Peter den Qualm seiner Zigarre in die Luft. Ilona stieg immer mehr in meiner Achtung, da sie bereits zum zweiten Mal den Mut aufbrachte, sein Selbstverständnis in Frage zu stellen, zugegeben, diesmal mit klischeehaftem weiblichem Harmoniebestreben. Peter warf einen ärgerlichen Blick in ihre Richtung, sie erhob ihr Weinglas und prostete ihm lächelnd zu.

„Vielleicht hast du recht“, räumte er verblüffend schnell milder gestimmt ein. „Lasst uns versuchen, alle Fünf gerade sein zu lassen. Wir können die Welt sowieso nicht ändern.“

„Du sollst ja nicht gleich resignieren, nur entspannen.“

„Frau! Sei mein Labsal. Nun gut, was schlägst du vor? Vielleicht kann uns unser junger Freund aus Polen ein wenig von seinen virtuellen Welten erzählen.“

Kaum hatte er Wladislaw erwähnt, durchfuhr denselben ein Ruck, und er erhob sogleich das Wort: „Ich habe mich schon gefragt, welches Verständnis von Kommunikation Sie haben. Ihre Äußerungen kann man genauso gut in der Literatur ablesen. Wenn Sie das noch nicht aufgeschrieben haben, sollten Sie das schleunigst tun und aufhören, uns zu langweilen.“

Das saß! Wir hatten Wladislaw bis jetzt behandelt, als sei er taubstumm, aber er konnte nicht nur sprechen, sondern auch austeilen. Ilona freute sich merklich darüber, dass sie ihn nicht unterschätzt hatte. Ich war leicht amüsiert und Peter hatte sich schnell wieder gefasst.

„Mein Lieber, wenn Sie etwas zu sagen haben, dann sagen Sie es und lassen sich nicht von jemandem tot quatschen. Ich habe nichts gegen einen Dialog, im Gegenteil. Also, bitte.“

„Sie machen es sich ziemlich einfach. Sie vergessen einfach zu fragen. Das ist alles. Wenn Sie mehr fragen würden, bekämen Sie auch Antworten und bräuchten sich die Antworten nicht ständig selbst zu geben.“

„Ich habe Sie was gefragt, zugegeben sehr spät.“

„Natürlich. Schön, dass Sie es selbst eingestehen. Vielleicht haben wir kein Kommunikations- sondern ein Generationsproblem.“

„Mag sein. Aber in meinen Seminaren gibt es genügend junge Leute, die sich mit mir unterhalten wollen.“

„Sollten Sie nicht lieber sagen: ‚die Ihnen zuhören müssen‘. Das Leben ist kein Seminar, sondern Austausch.“

Wladislaw blickte Ilona an, aber auch ihr Anblick lockte ihm kein weiteres Wort hervor – vielleicht umso mehr Phantasien. Eine peinliche Stille trat ein. Peter wirkte angeschlagen. Sicherlich hätte er sonst mehr als genug zu entgegnen gehabt. Ilona rutschte auf ihrem Sessel nervös hin und her und suchte wohl nach einem Thema, das die Beklemmung löste. Aber Wladislaw hatte noch nicht genug.

„Warum treten Sie nicht in einer Quizsendung auf? Sie haben soviel unnützes Wissen angehäuft, dort könnten Sie damit Geld machen.“

„Peter sollte eine eigene Sendung entwerfen“, erweiterte Ilona die Idee.

„Am besten er tritt gegen Computer an, da würde er nicht so auffallen.“

„Das ist gemein!“ Ilonas Entrüstung schien nicht ganz echt.

„Warum sind Sie eigentlich unten geblieben, wenn Sie nur rumgiften wollen?“, erboste sich Peter.

„Vielleicht, weil ich Optimist bin, man soll die Hoffnung nie aufgeben“, meinte der Pole.

„Es wird nicht besser!“, kommentierte ich.

„Was? Das Niveau? Vielleicht sollte der junge Mann noch eine Flasche Wodka trinken, wenn er schon nichts zu sagen hat, fängt er dann vielleicht an zu singen.“

„Menschen mit Seele haben es gegen Zyniker nicht leicht“, versuchte Wladislaw zu kontern.

„Ich denke Sie haben Ihre nationale Seele ans Internet abgetreten und lassen sich mit Flirtchats vollsäuseln? Da fällt das Lallen nicht so auf!“

„Esel!“

„Das Wappentier der amerikanischen Demokraten. Sie wissen ja doch was!“

„Nichts gegen Esel – das sind meine Lieblingstiere“, schaltete sich Ilona energisch ein. „Stimmt das mit den Demokraten?“

Wladislaw nahm einen weiteren Schluck. „Ich entschuldige mich für den Esel. Ich hätte Elefant sagen sollen.“

Peter grinste. „Gut, mein Lieber, so macht das Spiel Spaß.“

Ilona warf mir einen ratlosen Blick zu, aber ich hatte auch keine Erklärung für den plötzlichen Stimmungswandel.

Die Türglocke ertönte. Na bitte! dachte ich, unsere Freunde kommen gerade rechtzeitig, bevor sich Peter und Wladislaw vielleicht doch noch ernsthaft in die Haare gerieten. Aber die Expedition schien über ihren Erfolg nicht begeistert zu sein. Irgendetwas trübte die Stimmung.

„Na, Indianerspiel beendet?“ empfing Peter sie höhnisch. „Wo ist denn die junge Häuptlingstochter? Musstet ihr sie dem Drachen opfern?“

„Sie und Markus suchen noch den Koffer“, informierte uns Maria. „Die Wohnung scheint bewohnt zu sein.“

„Was habt ihr gesehen?“, wollte ich wissen.

„Das kommt mir da oben nicht koscher vor“, sagte Holter

„Die haben alle möglichen Funkanlagen da rum stehen, CB, Kurzwelle, was auch immer. Das Feinste vom Feinsten. Ich kenne mich damit einigermaßen aus.“

„Und in einem Raum hängt ein Emblem an der Wand, ich denke so ein paramilitärisches Zeichen, vielleicht eine Rune“, ergänzte Maria.

Peter hatte bislang gelangweilt an seiner Havanna gepafft und wurde jetzt aufmerksam. „Beschreib mal!“

„Na so ähnlich wie das Hakenkreuz.“

„Das SS-Zeichen?“

„Nein, so ähnlich.“

„Die Odalsrune?“

„Kenn ich nicht.“

„Ein ‚X‘ mit einem Dreieck obendrauf?“

„Nein. Eher wie ein Baum, ein halber Baum. Ja, ein gerader Strich mit zwei schrägen Ästen.“

„Hmm.“

Maria räusperte sich. „Vielleicht ist das auch der Treffpunkt einer esoterischen Gruppierung. Runen sind in den Kreisen momentan sehr angesagt. In jeder Buchhandlung gibt es Runenspiele, Runenyoga und son' Zeug. Ich frag mich eher, warum wir nicht wissen, dass da jemand wohnt. Hat van Helen irgendetwas gesagt?“

„Nein, auch der Vermieter nicht“, antwortete ich und fügte hinzu, was wir von ihm wussten. Es handelte sich um einen älteren etwas überkorrekten älteren Herrn, der irgendwo eine Spedition betrieb. Er war vielleicht konservativ angehaucht, aber uns war sonst nichts Besonderes an ihm aufgefallen. Das einzige, was verwunderte, war, dass er zum ersten Mal eine Wohngemeinschaft in seinem Haus duldete.

„Und diese Feldbetten fand ich auch seltsam“, meinte Holter.

„Könnte das F im Runenalphabet sein“, sagte Peter plötzlich.

Peter stand auf und ging umher, wir beobachteten ihn alle schweigend. „Ilona, du weißt, was die Odalsrune bedeutet?“

„Ja, sie wird von einigen rechten Gruppierungen benutzt, z.B. der Wikingerjugend. Das Odalsrecht war insbesondere im skandinavischen Recht und bei den Germanen das ererbte, nicht frei veräußerliche Stammgut, dessen Inhaber besondere Vorrechte genoss. Die Nazis haben das Odalsrecht teilweise nachgeahmt, da sie sich eben für die Ahnen der Germanen hielten.“

„Während das O, oder Ophtala im alten Runenalphabet für den festen unbeweglichen Besitz steht, bedeutet dieser halbe Baum, bzw. das F oder Fehu, beweglichen Besitz, Vieh, Geld, alles, was wir heutzutage als mobile Werte bezeichnen würden. Also genau das Gegenteil der Odalsrune. Ich weiß nur nicht, welche Gruppierung diese Rune benutzt. Habt ihr noch mehr gesehen?“

„Ich denke, was wir gesehen haben, reicht. Was auch immer diese Zeichen bedeuten mag. Und jetzt?“, fragte Holter.

„Vielleicht solltet ihr diesem van Helen mal auf den Zahn fühlen“, schlug Peter vor.

„Van Helen?“ Maria schüttelte den Kopf.

„Was wisst ihr über van Helen?“

„Diplomatischer Dienst, ständig unterwegs. Verhält sich leicht snobistisch, aber sehr zuvorkommend“, erklärte ich und blickte Maria an. „Uns ist nichts aufgefallen, na gut, seine Wohnung hatte einen aristokratischen Touch, kann man nicht anders sagen. Heiligenstatuen, Ahnenbilder, ein wenig museal. Aber er schien eher großbürgerlich als nationalistisch“, sagte sie.

„Das schließt sich ja nicht aus“, meinte Peter. „Also keinen direkten Hinweis?“

„Nein, eigentlich nicht.“

Die ohnehin schlechte Stimmung sank weiter. Niemand hatte Lust das Thema zu vertiefen oder konnte sich mit einem anderen Thema anfreunden. Peter grübelte offensichtlich noch immer, aber ließ uns an seinen Gedanken nicht teilhaben. So schwiegen wir eine Zeitlang. Ich verkroch mich hinter meinem Whiskeyglas und dachte über meine morgige Aufgabe nach. Im Geiste stand ich vor meinem Granitblock. Seine Bearbeitung erforderte spezielles Werkzeug und gehörige Ausdauer. Aber es lohnte sich im Nachhinein, wie ich aus Erfahrung wusste. Sieht man das fertige Werk vor sich, hat es eine unvergleichliche Brillanz. Mein Thema war „Zeit“.

Es klingelte an der Tür und ich hoffte, dass Miriam ein wenig Entspannung einbringen würde. Aber sie war es nicht, zwei kräftige Kerle mit kurzem Haarschnitt und langen Mänteln standen vor mir. Sie lächelten sehr freundlich und der Größe der Beiden stellte sich vor.

„Guten Abend, mein Name ist Martens. Wir haben die Nachricht erhalten, dass Sie einen Koffer für uns in Empfang genommen haben.“

Ich musste einen Moment sehr verdattert gewirkt haben. Als ich nicht gleich reagierte, fixierte mich Martens argwöhnisch.

„Der Koffer ... Ach ja ...“, stammelte ich. Zum Glück klingelte das Telefon, ich entschuldigte mich für einen Augenblick und ließ die Beiden einfach vor der Tür stehen.

Maria hatte bereits abgehoben und sprach mit Gabriel, der aus der Wohnung der Studenten anrief. Er teilte ihr mit, dass er Schritte gehört habe, jemand sei in van Helens Wohnung, aber Miriam und Markus seien noch nicht zurück. Ich gab diese Information an die Freunde im Esszimmer weiter und fügte hinzu, dass vor der Tür zwei Männer auf den Koffer warteten. „Die sehen ziemlich verhärtet aus.“

Als einziger reagierte Peter. „Seltsamer Zufall. Hol sie doch rein. Vielleicht finden wir raus, was das zu bedeuten hat.“

Dieser Gedanke schien Niemandem zu gefallen.

„Lasst mich einfach machen. Das wird sich schon aufklären. Ihr müsst nur mitspielen“, insistierte Peter. Maria und ich als Gastgeber zuckten mit den Schultern.

„Der Koffer ist noch nicht da. Klar?“, setzte er nach.

Diese Spielregel war einsichtig. Ich begab mich wieder zur Wohnungstür.

„Kommen Sie doch bitte herein. Es tut mir leid, aber der Koffer ist noch nicht ... angekommen. Aber jeden Moment ... kann es soweit sein.“

Die beiden schauten sich irritiert an.

„Aber nach unserer Information ...“, begann Martens.

„Es kann nicht mehr lange dauern“, tröstete ich sie wider besseren Wissens. „Also kommen Sie doch herein. Wir haben leider schon gegessen, aber ich kann Ihnen etwas zu trinken anbieten.“

Die Männer zögerten, dann gab Martens sich einen Ruck. „Na, wenn es nicht lange dauert. Kommen Sie Kiesbaum, so viel Zeit haben wir.“

Zurückhaltendes Vorstellen. Holter hatte sich in den hinteren Teil zurückgezogen und stöberte in unseren Bücherregalen. Ilona äugte und Wladislaw verabschiedete sich auf die Toilette. Maria bot den Gästen Plätze an.

Aber sie lehnten ab. „Es muss ja jeden Moment so weit sein. Offenbar hat uns jemand voreilig informiert.“ Er blickte sich kurz um. Beim Anblick der Gemälde und meiner neuesten Skulptur runzelte er die Stirn. „Interessante Wohnung. Leben Sie schon länger hier?“

Bevor ich antworten konnte, stand Peter überraschend auf und musterte die Neuankömmlinge unverfroren. Die beiden erwiderten seinen Blick mit einer Mischung aus Neugier und Verärgerung.

„Ich kenne Sie irgendwo her? Martens, sagten Sie?“, begann Peter.

Martens lächelte unbeeindruckt. „Das glaube ich kaum. Wir sind nicht von hier.“

„Das habe ich auch nicht gesagt. Mainz, ja richtig, in Mainz war’s.“

„Wir sind auch nicht aus Mainz.“

Peter schüttelte langsam den Kopf. „Aber ich habe Sie in Mainz gesehen. Sie waren doch in Mainz?“

„Wann soll das gewesen sein?“

„Ende Juni, genau gesagt in der Nacht zum 21. Juni.“

„Sie haben ja ein phantastisches Gedächtnis.“ Martens wirkte nicht mehr ganz so souverän. „Mein Onkel hatte Geburtstag, er lebt in Mainz.“

Peter lächelte jetzt ein wenig bizarr, vielleicht wie Jack Nicholson in einer Schurkenrolle.

„Heißt ihr Onkel zufällig Müller?“

„Mein Onkel? Es gibt viele Müller.“

Peter hatte ihn an der Angel, ich wusste nur nicht womit. Aber er ließ ihn zappeln.

„Schönes Mädels hatten Sie dabei. Kompliment, Martens. Ich hätte neidisch sein können.“

Martens glaubte inzwischen wohl an Hellseherei – ich jedenfalls tat es.

„Meine Herren, warum so zaghaft?“, drängte Peter. „Wir sind unter uns. Wenn man unter Freunden ist, braucht man sich nicht zu verstecken. Nach getaner Arbeit soll man sich entspannen. Also machen Sie es sich bequem.“

Ich weiß nicht, wen Peters Worte mehr irritierten. Sein ohnehin harter Tonfall war schneidend und scharf geworden. Kiesbaum nahm sogleich Haltung an. Martens zögerte noch.

„Moment!“, wandte er sich an Peter. „Sie müssen mir schon sagen, mit wem wir es zu tun haben.“

„Ha!“ Peter lachte laut auf. „Mit wem Sie es zu tun haben? Junger Mann, wenn Sie das wüssten, würden Sie auch im Unterzeug Haltung annehmen. Sie müssen noch viel lernen. Wenn Sie unaufgefordert Ihren echten Namen nennen, müssen Sie damit rechnen, identifiziert zu werden. Sie hätten ja hier auch auf feindliches Terrain stoßen können.“

„Sie kennen unsere Namen?“

„Ja und das nicht nur von der letzten Sonnenwend-Feier auf dem Müllerhof in Mainz, der Walhalla.“

„Sie waren auch da? Ich habe Sie aber nicht gesehen.“

„Vielleicht hatten Sie auch für jemand anderes Augen. Wie gesagt, Sie haben keinen schlechten Geschmack. Aber keine Angst, Sie brauchen an ihrer Wahrnehmung nicht zu zweifeln. Sie konnten mich auf dem Hof nicht sehen.“

„Dann gehören Sie zu ...“

„Kommen Sie Martens. Bis hierhin und nicht weiter. Unterhalten wir uns über den Lauf der gemeinen Dinge.“

„Jawohl!“ Beide nahmen jetzt gleichzeitig Haltung an.

Ich schluckte. Eindeutig gehörten sie zu einer neonazistischen Gruppierung. In welchem Stück waren wir gelandet? Ich hatte keine Ahnung über was Peter mit Martens gesprochen hatte und womit er ihn so beeindruckt hatte, und ich fragte mich, ob er uns damit einen Gefallen tat. Jedenfalls behielt er die Initiative in den Händen. Als alle mit Getränken versorgt waren, nahm er Martens und sein Anhängsel beiseite. Ich beobachtete wie er auf sie einredete, eine einladende Armbewegung machte und anscheinend erreichte, was er wollte. Martens griff zu dem Handy an seinem Gürtel und telefonierte. Dann kam Peter auf mich zu.

„Die anderen stoßen noch zu uns. Verstehst du?“ Den letzten Teil hatte er geflüstert.

„Nein, ich verstehe gar nichts.“

„Ich erklär's später. Nichts anmerken lassen.“

Die „Feier“ nahm eine seltsame Atmosphäre an. Peter redete mit den vermeintlichen Nazis und die anderen standen im Raum umher und zwangen sich einen Gesprächsstoff ab. Die

einzigste, die sich um Stimmung bemühte, war Ilona. Ein Wunder, wenn das niemandem auffiel. Ich war viel zu durcheinander, um dieses Spiel mitzuspielen. Dennoch begab ich mich erneut in die Höhle der Löwen und gesellte mich zu Peter und seinen Gesprächspartnern.

„... durchaus ein Fehler gestehe ich ein. Ebenso war die frühe Verquickung mit dem Großkapital ein ideologischer Widerspruch. Selbst damals schon“, hörte ich Martens sagen.

„Ganz meine Meinung“, bestätigte Peter. „Kurzfristig, nur die Juden für die Abkehr von den überlieferten Werten verantwortlich zu machen. Sehr kurzfristig! Meinen Sie nicht, Martens?“

„Nun, ja. Das Großkapital war von Juden durchsetzt.“

„Sie müssen weiter denken. Die industrielle Produktion hatte ein mechanistisches Weltbild hervorgebracht, für das nicht alleine die Juden empfänglich waren. Der Sündenbock lenkt doch nur ab. In der ursprünglichen Thule-Gesellschaft gab es eine weit konsequentere Haltung zur Umsetzung des altgermanischen Erbes, das unter dem Führer derart verbogen wurde. Denken Sie an Strasser. Wenn man an die alten Ideale unserer Ahnen glaubt, die eine beileibe komplexere Kultur hatten, als es viele wahrhaben wollen, erscheinen einem ganz andere Möglichkeiten. Sicher hat Hitler den Antisemitismus geschickt ausgenutzt, aber das wäre doch gar nicht ...“

Ich glaube, selbst Martens war froh, dass Peter von der Türklingel unterbrochen wurde. Er war dabei, den Neonazis ihre eigene Ideologie zu erklären. Dachte er, mit Speck fängt man Mäuse? Weitere vier Gesinnungsgenossen stießen zu uns,

langsam begann ich zu verstehen. Sie mussten diejenigen sein, die Gabriel in der Wohnung gehört hatte.

Mein Weg führte mich wieder in die Küche und einige Zeit später stieß Peter dazu. Hoffentlich verriet sich die anderen derweil nicht. Er machte auf einmal einen sehr gehetzten Eindruck. Er deutete nach oben und ich verstand. „Sie können jetzt raus, sie werden merken, dass die Wohnung leer ist.“

„Dann können wir diese Schmierenkomödie ja bald beenden.“

„Wenn ich bloß sicher wüsste, was dieses Zeichen bedeutet.“

Um Himmels Willen, dachte ich, er wusste es gar nicht.

„Bis jetzt scheinst du ja auf fruchtbaren Boden gestoßen sein“, ermunterte ich ihn zaghaft.

Er reagierte nicht und brachte die Gläser in die Runde. Ich holte tief Luft und folgte ihm. Maria war bereits mit Martens Kameraden im Gespräch, sie winkte mich dazu.

„Mein Ehemann, Herbert Rauball, Herr Berghoff.“

„Angenehm!“ Berghoffs kräftiger Händedruck und sein gedrungenener kräftiger Körperbau ließen auf intensive Körperertüchtigung schließen.

„Ich sprach soeben mit Ihrer Gattin über diese unvollendete Skulptur.“ Er deutete auf meine Variation von Rodins Danaide. Im Gegensatz zum Original dominiert bei mir der raue Fels und der Frauenkörper ist wesentlich expressionistischer gestaltet, kaum als solcher zu erkennen. Ausgerechnet über die Sage der fünfzig Töchter des Danaes, die sich nicht nur der Ehe verweigern, sondern ihre Freier auch umbringen, mit einem Neonazi zu reden, erschien mir bedenklich.

„Na, ja. Es ist eine Studie“, verteidigte ich hilflos mein Werk.

„Kennen Sie den Künstler?“ Berghoffs bohrender Blick ließ mich erschauern und ich stand kurz davor, die Urheberschaft zu leugnen. Nein! Das ging mir doch zu weit. Wir lebten am Anfang des 21. Jahrhunderts in einem freien Land und irgendwann war Schluss mit der Duckmäuserei.

„Er steht vor Ihnen“, sagte ich mit einem leichten Zittern in der Stimme.

„Ach?“ Berghoff schmunzelte überheblich und ging einen Schritt auf die Plastik zu. „Es steckt Kraft darin. Schade, dass Sie sie nicht fertig gestellt haben.“

Sie war fertig! Aber das hätte er nicht verstanden. Ich reagierte nicht, hielt seinem fragenden Blick stand.

„Aber Kraft ist nicht alles“, fuhr er fort. „Wenn der Künstler das Ziel vor Augen hat, muss er Mut haben, es zu Ende zu bringen, muss klar und deutlich sagen, was er will und sich seiner Verantwortung stellen. Aber ich nehme an, das werden Sie noch tun?“

Ich zuckte nur mit den Schultern.

„Wissen Sie, diese abstrakte mutlose Kunst widert mich an. Verstehen Sie das?“

Jetzt musste ich wohl oder übel etwas sagen, um nicht meiner selbst Willen Peters Plan zu gefährden, aber was?

„Ich nehme an, dass es sich bei diesen Künstlern um die Manifestation nicht kompensierter Triebkräfte handelt. Gezielte sportliche Aktivitäten sind wohl das einzige Mittel, diese ungesunde Haltung zu beseitigen“, antwortete ich mit einem flauen Gefühl im Magen. Berghoff nickte anerkennend. Vielleicht sollte ich stolz sein, denn ich verhielt mich auf meinem Gebiet genauso wie Peter es tat. Ich benutzte mein Wissen, um sie in Schach zu halten. Irgendein Nazi hatte mal so über

die „entartete Kunst“ gesprochen. Es war ja nur Taktik, beruhigte ich mich.

„Zucht und Ordnung!“ bekräftigte Maria meine Aussage. Um Gottes Willen, das ging zu weit! Berghoff war nicht blöde.

„Na“, räumte er ein. „Man soll nicht übertreiben, sonst kommen bei denen nur runde Kugeln und viereckige Blöcke raus. Ha, ha, ha!“ lachte er widerlich laut. „Aber sagen Sie, haben Sie sonst noch was hier?“

Ich war versucht, ihm einige Schülerentwürfe für das Holocaustmahnmal zu zeigen. Maria kam mir zu Hilfe. Sie erklärte, dass sich die anderen Objekte im Atelier befänden und ich jeweils das aktuelle nur zu Inspirationszwecken in die Wohnung stellte. Bevor wir uns durch eine Unachtsamkeit verraten konnten, stießen Martens und Peter zu uns. Martens stellte Peter als anerkannten Atlantis- und Thuleforscher vor, außerdem sei er ein guter Bekannter von Anton Drexler, dem DAP-Gründer gewesen. Es fielen weitere Namen, von denen mir keiner etwas sagte. Peter kannte die meisten und konnte sie den entsprechenden Organisationen zuordnen. Sie redeten wie Cineasten über Schauspieler, wie weit würde Peters Wissensschatz reichen?

Dann tauchte Gabriel alleine mit dem Koffer auf. Ich fing ihn gerade noch im Flur ab und bugsierte den Koffer hinter den Schuhschrank. Er solle den Koffer ja nicht erwähnen, gab ich ihm zu verstehen. Er teilte mir mit, dass Miriam sich noch umziehen wolle und fragen ließ, ob sie überhaupt noch kommen solle. Ich glaubte, dass das nicht so sinnvoll sei. Als ich für Gabriel ein Glas aus der Küche holen wollte, stand Berghoff darin und telefonierte über sein Handy. Ich wartete. Als

er das Wohnzimmer wieder betrat, richtete sich die Aufmerksamkeit aller auf ihn. Etwas lag in der Luft und er brauchte nicht um Ruhe zu bitten.

Er blickte argwöhnisch in die Runde. „Ich habe soeben erfahren, dass der für uns bestimmte Koffer gerade erst auf den Weg gegangen ist. Es hat eine Verzögerung gegeben. Sie können also gar keine Nachricht erhalten haben.“ Niemand reagierte. „Können Sie mir das erklären?“

„Nun ja“, setzte ich an. „Möglicherweise eine Verwechslung.“

„Eine Verwechslung? Was soll das heißen?“ Martens schaltete sich ein. „Sie haben uns doch gesagt, dass sie einen Koffer erwarten.“

„Ja schon. Nicht direkt. Sehen Sie ...“ Ich entschied mich, die Wahrheit zu sagen, denn sie wussten ja nicht, dass jemand von uns in ihre Etage eingedrungen war. Also erzählte ich ihnen von van Helens Anruf und dass wir dachten, der Vermieter würde den Koffer vom Dachboden holen und Martens wollte ihn für van Helen in Empfang nehmen.

„Es tut mir leid, wenn es da ein Missverständnis gegeben hat.“

Martens reagierte nicht, sondern zog Berghoff beiseite. Peter und ich tauschten ahnungsvolle Blicke aus, aber offensichtlich hatte er sie beeindruckt und die anderen waren nicht aufgefallen.

„Es scheint sich in der Tat, um ein ungewöhnliches Missverständnis zu handeln. Wir möchten uns dennoch für ihre Gastfreundschaft bedanken und für die interessante Konversation.“ Die letzten Worte richtete Martens an Peter. „Natürlich werden wir Ihnen Ihren Koffer sofort zukommen lassen.“

Selbst der verwirrte Gesichtsausdruck, den ich jetzt an den Tag legte, machte sie nicht weiter misstrauisch. Mir wurde schlagartig bewusst, dass es unangenehme Folgen haben könnte, wenn der Koffer nicht mehr auf dem Dachboden stand. Wir mussten noch einmal Zeit gewinnen. Denn der Koffer war ja nun mal hier.

„Aber, meine Herren, lassen Sie den Koffer Koffer sein. Wir unterhalten uns doch angeregt. Nehmen Sie noch einen Schluck?“

Es fiel mir nicht leicht, dieses Angebot zu unterbreiten, selbst Peter schien zunächst irritiert, ging dann aber sofort auf die beiden zu, um sie durch eine weitere Begebenheit aus den Untiefen ihrer düsteren Ideologie zu fesseln. Aber er hatte nur mäßigen Erfolg. Obwohl der Rest der Anwesenden nach der Aufklärung des Kofferirrtums die Plauderei wieder aufgenommen hatte, vorneweg Ilona, die die anderen Nazis um sich geschart hatte, drängten Berghoff und Martens bald zum Aufbruch. Uns blieb nichts übrig als den ominösen Besuchertrupp höflich buckelnd zu verabschieden.

Ich schloss die Wohnungstür hinter ihnen und drehte mich seufzend zu den anderen um.

„Gabriel ist nach oben“, erklärte Holter. „Er sagte nur: ‚Der muss wieder rauf!‘“

Gabriel

Die letzten Stufen hatte er doppelt genommen und seine Lungen arbeiteten vernehmlich und hastig, als sie die Tür öffnete. Eine Etage nur! In ihren Augen stand nur kurz Überraschung, als sie ihn erkannte, den kopflastigen Zauderer, dann

spöttische Überlegenheit. Es blieb keine Zeit, sie den kleinen Triumph auskosten zu lassen. Er hätte es ihr gegönnt. Nein, jetzt durfte er nicht denken, nicht wie sonst Pläne abwägen. Hier ging es nicht mehr länger um irgendeine Fiktion. Er drängte sich mit dem Koffer rein, schloss die Tür. „Der Koffer, schnell. Der muss wieder zurück. Die wollen ihn runter bringen.“

„Was? Ich versteh überhaupt nichts. Was für konfuses Zeug!“

„Wenn sie ihn nicht finden, merken sie, dass ihr oben wart.“

„Wer?“

„Diese Neonazis!“

„Was?“

Wie sollte er ihr das erklären? Sie hatten keine Zeit zu verlieren. Gabriel spurtete mit dem Koffer in die Küche, griff sich das Seil vom Küchentisch, hastete auf den Balkon und warf das Seil nach oben.

„Ich hole Markus“, sagte Miriam.

„Keine Zeit!“ Er wusste nicht wie, aber er hatte das Seil befestigen können und versuchte, hinauf zu klettern. Zwecklos!

„Komm las mich! Du bist ja absolut hektisch.“ Miriam schwang sich behände nach oben. Er reichte ihr den Koffer und sie verschwand. Hilflos blieb er zurück. Gut so – sie war schneller als er und kannte sich in der Wohnung aus. Er stand da, den Blick in den Sternenhimmel gerichtet und fühlte sich erbärmlich. Warum schaffte er es nicht? Er setzte einen Fuß auf das Geländer, genau wie sie es gemacht hatte, hielt sich am Seil fest und zog bis seine Beine frei baumelten. Er atmete tief ein, spannte die Armmuskeln, setzte die rechte Hand ein Stück über die linke, presste die Atemluft hinaus und schaffte den nächsten Zug. Kurz bevor ihn die Kräfte ver-

ließen, bekam er mit einer Hand das obere Geländer zu greifen und konnte das rechte Bein so hoch schwingen, dass der Fuß auf dem Balkonboden ebenfalls Halt fand. Wo war sie? Warum handelte er so unüberlegt? In den ersten Raum, den er durch das angelehnte Fenster bestieg, gelangte ein wenig Mondlicht, aber der Rest der Wohnung verschwand in absoluter Dunkelheit. Er hörte ein leises Geräusch, das musste Miriam sein. Er ging in die Richtung, aus der er dieses leise Schaben und metallenes Klirren vernahm. Das Blut pochte in seinen Adern, aber er setzte Schritt vor Schritt. Wurde das Geräusch wirklich von ihr verursacht? Es dauerte schon viel zu lange. Die Dunkelheit umschloss ihn endgültig.

„Miriam?“, flüsterte er.

„Hier, im letzten Raum. Pass auf die Stufen auf. Er hat die verdammte Tür wieder abgeschlossen. Ich krieg sie nicht auf. Kannst du das?“

Gabriel erstarrte, wie sollte er eine Tür aufbrechen?

„Markus hat einen Draht genommen, eine dicke Büroklammer oder so was.“

Hätten sie doch Markus geholt, Markus wusste wohl immer, was zu tun war.

„Vielleicht liegt sie ja noch irgendwo? Aber man kann nichts erkennen“, hoffte Gabriel.

„Glaube ich nicht, Markus lässt doch nichts liegen, was ...“

„Moment. Ich probier was aus.“ Er hatte eine Idee und es war die einzige Chance. Der Schlüssel der Zimmertür. Vergeblich – der passte nicht.

„Komm, wir lassen den Koffer hier im Raum stehen“, schlug Miriam vor. Gabriel schwitzte stark, am liebsten hätte er ihren Vorschlag befolgt, aber irgendetwas drängte ihn, nicht so

schnell aufzugeben. Später schalt er sich für diesen überaktivistischen Impuls, das war genauso dämlich, wie nur zu denken. Er atmete tief durch, bekämpfte seine Unruhe und begann mit seinen Händen die Wände abzutasten.

„Komm, es hat keinen Zweck“, drängte Miriam. Er spürte sie neben sich, ihr Atem streifte ihn warm von der Seite, gepaart mit einem undefinierbaren Duft ihres Körpers, ihres Schweißes.

„Einen Augenblick noch.“ Seine Hände tasteten weiter über die hölzerne Täfelung, die wie im Treppenhaus bis in Kopfhöhe ausgeführt war. An einer Stelle stieß er knapp darüber auf eine kleine Klappe, die wohl zu einem Sicherungskasten gehörte. Die Klappe ließ sich mit etwas Kraft öffnen, seine Finger versuchten, sich in dem Kasten zu orientieren.

Herbert

Wir fühlten uns wie die hilflosen Zuschauer eines Unfalls, dessen Folgen man nicht mehr beeinflussen kann. Maria hielt mich weinend umklammert. Peter ging im Zimmer umher und rätselte wieder über die Bedeutung der Rune. Bernd, Wladislaw und Ilona saßen schweigend auf dem Sofa. Markus war zu uns gestoßen. Er hatte uns erzählt, dass er zu spät bemerkt hatte wie Miriam und Gabriel sich wieder mit dem Koffer auf den Weg gemacht hatten. Ansonsten hätte er sie da-

ran gehindert und er meinte, wahrscheinlich säßen die beiden jetzt oben fest, gerade so wie er zuvor mit Miriam.

„Dann wäre der Koffer eben einfach nicht mehr da gewesen – Schluss aus!“

„Was, wenn sie es nicht rechtzeitig geschafft haben?“, fragte Maria besorgt.

„Auf jeden Fall werden sie sich auf dem Dachboden verstecken“, beruhigte ich.

Aber Markus schmälerte diese Hoffnung. „Ich habe die Tür zum Dachboden wieder verschlossen. Ich weiß nicht, ob sie die aufbekommen.“

„Sollten wir nicht die Polizei informieren?“, schlug Ilona vor.

„Ich glaube nicht, dass es jemand nachvollziehen kann, wenn ‚Einbrecher‘ aus Angst vor einer möglichen Entdeckung das tun. Sollten wir nicht einfach hinaufgehen und alle Missverständnisse ausräumen. Alle, meine ich.“ Vielleicht war ich naiv, aber ich glaubte noch immer an den gesunden Menschenverstand.

„Du spinnst!“, war Peters Reaktion. „Wir haben mühsam ein Vertrauensverhältnis zu denen aufgebaut. Das kannst du nicht aufs Spiel setzen.“

„Eine einzische Schleimscheißeerei!“, kommentierte Wladislaw, kurz aufmerksam.

Peter ignorierte ihn. „Möglicherweise können wir noch Profit daraus schöpfen.“ Er steckte sich eine weitere Zigarre an.

Ich erschrak, als die Türglocke ertönte.

„Ob sie etwas gemerkt haben?“, befürchtete Maria.

Sie brachten uns van Helens Koffer, höflich, unauffällig.

„Das heißt doch gar nichts!“, meldete sich Ilona zu Wort. „Die werden auch nicht mit der Tür ins Haus fallen.“

„Aber wahrscheinlich haben es Miriam und Gabriel auf den Dachboden geschafft“, sagte ich.

„Mir geht diese Rune nicht aus dem Kopf!“, rief Peter hinter seinem Zigarrenqualm hervor.

Markus stellte sich in die Nikotinwolke. „Und mir gehen die beiden nicht aus dem Kopf. Wir müssen ihnen helfen. Wie auch immer.“

„Was nützt es uns, wenn wir wissen, welches Zeichen sie benutzen?“, fragte Maria.

„Die haben meist programmatischen Charakter. Vielleicht sind sie harmlos, nicht jeder Neonazi gehört zu einer Kadertruppe. Möglicherweise sind sie einfach auf einer Tagung und euer Vermieter lässt sie vorübergehend da wohnen. Dafür spricht, dass die anderen runtergekommen sind, sie hätten sich auch bedeckt halten können.“

„Warum hast du sie nicht einfach gefragt?“

„Das hätte wohl Verdacht erregt.“

„Die Runen waren doch germanische Schriftzeichen“, bemerkte ich. „Und das Hakenkreuz stammt auch daher.“

„Na, ja nicht direkt. Im gemeingermanischen Runenalphabet, im so genannten Futhark, kommt es nicht vor. Das Hakenkreuz, das Sonnenrad ist eigentlich ein asiatisches Symbol, das eine russische Forscherin im letzten Jahrhundert in Tibet entdeckt hat. Ein völkischer Ideologe hat es hier publik gemacht, wahrscheinlich ein gewisser von List, aber es kann auch der Volkskundler Herman Wirth gewesen sein, jedenfalls behauptete er von sich, er habe die wesentlichen Impulse zur Nutzung des Zeichens gegeben.“

Markus wurde wieder unruhig. „Das ist doch jetzt wirklich scheißegal. Diese Volkskundestunde bringt uns doch überhaupt nicht weiter.“

„Scheisseja!“, bestärkte ihn Wladislaw.

Ilona setzte sich neben ihn und legte ihren Arm um seine Schulter. Er schlief sofort wieder ein.

„Wieso konntet ihr dieses Spiel von Anfang an so überzeugend spielen, ihr habt mich ziemlich überrascht“, wollte ich wissen.

„Wir waren gut, nicht wahr?“ lobte, Ilona sich und Peter.

„Erschreckend“, bestätigte ich.

„Wir beschäftigen uns fast täglich im Seminar mit rechtsextremen Organisationen. Das ist wirklich sehr beunruhigend – in England gibt es z.B. eine Gruppe, die nennt sich ‚combat 18‘, die Zahlen stehen für die Reihenfolge der Buchstaben im Alphabet: 1=A, 8=H, die Initialen Hitlers. Ich hoffe der Trupp hier ist nicht so gefährlich wie die“, hoffte Ilona.

„Und diese Mainzgeschichte?“, fragte ich.

„Jeder Neonazi, der was auf sich hält, nimmt an den Sonnenwendfeiern auf diesem Hof teil, sie nennen ihn Walhalla. Ich habe es einfach versucht, um an sie ranzukommen. Einfach Glück, dass sie wirklich da gewesen sind“, erklärte Peter.

„Wir haben dieses Spiel alle mitgespielt, wir haben uns wie Nazis verhalten. Wieso können wir so etwas tun?“ Maria war immer noch verstört.

„Ist ja schön, dass eure Vorstellung so gelungen war. Jedenfalls haben wir jetzt denselben Schlamassel, weil ihr diesen Idioten hoch geschickt habt“, ereiferte sich Markus. Er ging

auf Wladislaw zu und versuchte ihn wachzurütteln. Ilona versuchte, ihren Schützling zu verteidigen.

„Wir haben ihn nicht hoch geschickt“, erklärte Holter. „Ich stand mit ihm im Flur, als dieser Typ angekündigt hat, dass sie den Koffer runter bringen wollten. Gabriel sagte nur: ‚Mensch, der muss wieder hoch, noch ist Zeit‘. Weg war er.“

Während fast alle Anwesenden sich ängstlich den Kopf zerbrachen wie es weitergehen sollte, machte ausgerechnet Peter einen unerwarteten Rückzieher: „Das ist doch alles müßig. Die warten jetzt einfach bis morgen früh, dann wird die Truppe wieder irgendwelche Aktionen für Volk und Vaterland verüben und unsere Leute können raus. Komm Ilona, wir gehen nach Hause.“

Wir waren natürlich alle erstaunt. Ich hoffte, dass er Recht behielt. Aber schließlich hatte er bisher mit seiner Einschätzung richtig gelegen.

Gabriel

Sie hörten, wie jemand die Wohnung betrat. Es gab kein zurück mehr. Gabriel schloss die Tür zum Dachboden auf, wartete bis Miriam hineingelangt war und folgte ihr. Den Schlüssel ließ er von außen stecken. Stimmen und Schritte näherten sich. Miriam nahm ihn bei der Hand – richtig, sie kannte sich aus – und zog ihn in die Dunkelheit. „Warte!“, flüsterte sie und ließ ihn alleine stehen. War es nicht egal, wo der Koffer stand, wollte sie ihn an seinen alten Platz bringen? Jetzt waren die Schritte ganz nahe, schon auf der Treppe. Wo blieb sie? „Miri ...“ Ihre Hand legte sich auf seinen Mund, bevor er weiter sprechen konnte.

„Der Schlüssel ist nicht mehr da!“, hörten sie eine Männerstimme durch die Tür.

„Ach er steckt, ist schon gut.“

Die Tür wurde geöffnet, das Licht eingeschaltet. Selbst die schwache Deckenbeleuchtung blendete. Dann sah Gabriel die Stiefel, die im Abstand von 30 cm an ihm vorbeisritten; hinter ihm lag Miriam unter dem Sofa.

„Wo ist dieser verdammte Koffer?“

„Komm mach, wir haben noch eine Lagebesprechung“, hörten sie eine zweite Stimme.

„Schau mal, was hier alles rum steht, da könnte man es sich gemütlich machen.“

„Beeilung!“

„Ist er das hier? Nein, der ist leer. Ah!“

Gabriel hielt die Augen weit aufgerissen, als die Stiefel wieder im seinem Blickfeld auftauchten, jeden Schritt konnte er körperlich spüren. Er verharrte noch einige Sekunden regungslos, zitternd.

„Sie sind weg“, flüsterte Miriam und stieß ihn leicht gegen die Schulter. Er konnte sich nicht bewegen, seine Nerven versagten. „Wir hören sie schon rechtzeitig“, sagte sie und gab ihm diesmal einen stärkeren Stoß. Unter größter Willensanstrengung robbte er unter dem Sofa hervor. „Wir müssen nur ganz leise sein“, hauchte sie ihm ins Ohr. Er nickte unmerklich.

„Komm setz dich doch, das kann noch was dauern.“ Miriam zog ihn auf das Sofa.

„Nicht soviel reden.“

„Die sind hinten in der Wohnung, die kriegen uns nicht mit. Ich fühl mich hier fast schon wie zuhause.“

„Tut mir leid, dass ich dich noch mal hier rauf gebracht habe.“

„Das sind also Neonazis? Was wollen die hier?“

„Weiß ich nicht, die waren plötzlich alle unten.“

„Hm.“

„Was ...“

Es war unglaublich, sein Herz schlug immer noch bis zum Hals, er konnte seine Angst kaum verbergen und diese Frau war einfach eingeschlafen. Gabriel, der Schriftsteller, der in seinen Romanen Schlachten, Feld- und Kreuzzüge beschrieben hatte, meisterhaft eingetaucht war in brutale und absurde Szenerien, saß bibbernd auf einem finsternen Dachboden neben einer jungen farbigen Frau, die das Leben wesentlich realistischer sah als er selbst. Vor vielleicht zwei Stunden noch hatte er sich von ihren senegalesischen Homestories inspiriert gefühlt. Afrika – ein wundervolles weites Feld, in dem man wie kaum woanders auf Themensuche gehen konnte. Quatsch – widersprach er sich, die Massenmedien haben Afrika bereits zum zweiten Mal kolonisiert und unser unbestimmtes Bild des Kontinents geprägt, heutzutage sollte man es den Afrikanern selbst überlassen, ihre Probleme darzustellen. Vielleicht war er auch im falschen Jahrhundert geboren worden. Er wäre gerne einer der Wissenschaftler bei Napoleons Ägyptenfeldzug gewesen, einer von den beinahe 170, die dabei sein durften. Das 19. Jahrhundert interessierte ihn wesentlich mehr als das gegenwärtige. Nein, jetzt war es Miriam, die ihn faszinierte und der Vergangenheit den Reiz nahm. Der historisch interessierte Schriftsteller konstatierte, dass die Frau, deren Kopf jetzt auf seinen Schultern lag, absolut gegenwärtig war. Er lehnte sich ein wenig zurück und ihre linke Schulter glitt auf seine Brust. Ihr Körper, den er spürte, ihre Anwesenheit beruhigte ihn. Sein Atemrhythmus

passte sich dem ihrigen an, es war die einzige Orientierung, die es gab. Er war ein wenig stolz, dass er mit ihr hier oben war. Er hatte gehandelt!

Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte, als sie ihn weckte. „Gabriel! Wach auf!“

„Was?“

„Psst!“ Sie legte ihren Finger auf seinen Mund und flüsterte.

„Man kann sie hören. Komm!“

Sie legten sich am Ende des Raumes auf den Boden und hörten was unten gesprochen wurde.

„... Nein, aber er mich, er wusste von Gundi und mir. Das weiß sonst niemand. Er gehört wahrscheinlich zum Führungskader, die können aus ihrer Loge alles verfolgen.“

„Und van Helen?“

„Was meinst du?“

„Warum hat er nicht erwähnt, dass Freunde im Haus wohnen.“

„Na, er hat mit der Basis wenig zu tun. Er weiß auch wenig über uns, der Kontakt kam über diesen Abgeordneten.“

„Er gehört dieser Europabewegung an, nicht?“

„Ja, soviel ich weiß.“

„Komm, morgen müssen wir früh raus.“

Gabriel wollte aufstehen.

„Nein, warte!“ Das Gespräch, das sie über ein Heizungsrohr verfolgen konnten, ging in der Tat weiter.

„Sollen wir die Lieferung trotzdem hier deponieren? Sie wird wahrscheinlich in drei Stunden hier sein.“

„Warum nicht? Ich sehe kein Problem darin.“

„Und diese Nachbarn, wenn die uns verarschen?“

„Das wäre doch ein wahnsinniger Zufall. Die sind auf unserer Seite, zumindest sind sie harmlos.“

„Ich weiß nicht ...“

„Also! Wir haben morgen viel vor!“

Miriam signalisierte, dass es jetzt genug sei. Sie schlichen leise zum Sofa. „Wenn die irgendetwas geliefert bekommen, werden sie es vielleicht auf dem Dachboden abstellen wollen. Dann kann es für uns zu spät sein. Wir müssen vorher raus.“ Ihre Stimme klang entschieden aber nicht aufgeregt.

„Hmm?“

„Wenn sie schlafen.“

Gabriel spürte, dass Miriam sich diesmal bewusst von ihm absetzte. Wahrscheinlich lehnte sie sich an das gegenüberliegende Sofaende. „Wann?“, fragte er.

„Lass uns ein, zwei Stunden warten.“

Er versuchte das Leuchtzifferblatt seiner Uhr zu identifizieren, aber es gab nichts her. „Hast du eine Uhr? Ich kann nichts erkennen.“

„Vielleicht ist noch genug Dschungel in mir und ich kann ohne auskommen.“

Gabriel verzog sich in eine seiner Szenarien. Er suchte nach ... einem Helden? Die gab es zu genüge in seinen Geschichten, nur keinen, der hier und jetzt aktiv war. Historische Helden? Was war mit Seghers, Zweig, Andersch, Broch, Böll und den anderen, die ihre grotesken Helden in den 40ern und

50ern schufen, um letztendlich auch nur zu kapitulieren? Als Gabriel Wenzel beschloss zu schreiben, waren ihm diese Zeitgenossen zu nah, ein halbes Jahrhundert zu nah, damit er sich ihren Fragen stellte. Eine unbestimmte Zeitspanne verging und er sehnte sich nach Miriams Nähe, ihrem belebenden Geruch.

„Miriam?“

„Ja?“

„Ach nichts.“

Herbert

„Du kannst doch nicht einfach gehen!“ Ilona war fassungslos.

„Was willst du denn tun? Däumchen drehen? Kannst ja hier bleiben“, erwiderte Peter.

„Vielen Dank, ich glaube Wladislaw hat Recht!“

„Na, denn leg dich zu ihm und las dich von seinem frischen Atem in den Schlaf wiegen.“

„Arsch!“

Peter winkte uns kurz zu und ging. Ich fand, er hatte diesen Abgang nicht verdient, wäre er Ilona gegenüber doch nur ein wenig diplomatischer.

„Jesch isch er wesch, der Held, der Drachentöta. Don Quischoote isch dasch eina. Doon Kischtoote ...“, rappede sich Wladislaw noch einmal kurz auf.

„Er kann hier schlafen“, schlug Maria vor.

„Nein, wir nehmen ihn mit hoch, in sein Bett. Holter, helfen Sie mir?“ Markus packte Wladislaw unter den Schultern und Holter half, ihn zu stützen. Wir blieben mit Ilona zurück und

einigten uns noch darauf, uns gegenseitig zu informieren, falls sich etwas ereignen würde.

„Möchten Sie hier schlafen, Ilona?“, fragte Maria.

„Wenn ich darf, sehr gerne, ich könnte diesen Kerl heute nicht ertragen.“

„Wie lange kennen Sie sich schon?“

„Seitdem ich mich an der Uni beworben habe, etwa ein halbes Jahr wird das her sein. Aber Sie sind alte Freunde, nicht wahr?“

„Ich kenne ihn schon fast zwanzig Jahre“, erklärte ich. „Wir waren einmal in dieselbe Frau verliebt.“ Ilona blickte Maria an. „Nein, es war nicht Maria.“

„Hieß sie nicht Jeanine?“

Maria wusste das, weil Peter und ich oft von ihr gesprochen hatten. An den vielen langen Abenden – an denen wir die Welt verbessern wollten. Das war keine Überheblichkeit sondern Verwegenheit. Mit Mitte zwanzig ist die Summe der Frustrationen und Schmerzen, die man erfahren hat, zu gering, um die Ohnmacht des späteren Sisyphushamsterradlens zu akzeptieren. Ich liebe Maria vor allem aus einem besonderen Grund noch immer: Sie hat sich ihre Neugier bewahrt. Ich weiß, sie ist auch desillusioniert in dem Maße wie alle es in unserem Alter sind, aber sie kann unterscheiden zwischen Unabänderlichkeiten und den wahren Enttäuschungen. Das musste ich schon gespürt haben, als wir uns kennenlernten. Sie war damals 24 und ich 32. Noch war ich mit Jeanine liiert, dem zarten Geschöpf, das jeden Mann zur Verzweiflung trieb. Jeanine gefiel es, sich einen Dreck um Verabredungen, Versprechungen und Pünktlichkeit zu kehren. Das

war darauf zurückzuführen, dass sie außerordentlich viel Bestätigung brauchte. Sie provozierte, damit man ihr verzieh. Das hatte ich schnell erkannt und kostete das Spielchen für mich aus. Hatte ich zwei Stunden vergeblich auf sie gewartet, rief ich sie an und ich spürte förmlich, wie sie darauf wartete, beschimpft zu werden, um mir dieses dann vorwerfen zu können. Als ich dann schließlich als der gemeine und intolerante Selbstgerechte da stand, ließ sie Großzügigkeit walten und verzieh mir. Am Ende nervte mich das Ganze, aber sich ihrer außerordentlichen Attraktivität zu entziehen, war nicht einfach und so war ich fast froh, dass Peter in Erscheinung trat. Während seiner ersten Verliebtheitsphase spielte er das Spiel offensichtlich noch besser als ich. Ich registrierte, dass es jemand anderes gab und zog mich kampflos zurück, nicht ahnend, dass eben jener Konkurrent mich eines Tages konsultieren würde, eben weil er auch die Geduld verloren hatte. Als er begann, sich ihren Regeln zu widersetzen, lobte sie mich, den Ehemaligen, in hohen Tönen. Der habe, weiß Gott, nicht so geizig und überhaupt Also suchte Peter Rat bei mir, seinem ehemaligem Konkurrenten, obwohl er sich natürlich auch fragte, warum sie dem vermeintlich Besseren den Laufpass gegeben hatte. Nach drei oder vier Kneipenabenden wurden Peter und ich gute Freunde und er schaffte es wenig später auch, sich von Jeanine zu trennen. Eine Zeit lang sahen wir uns seltener, ich hatte meine Kunst und die Schule, während er einen widersprüchlichen ideologischen Zickzackkurs begann. Peter, der in einem Jesuiteninternat gelebt hatte, wandte sich einer extrem marxistischen Organisation zu. Er brachte es sogar zu einem ihrer Wortführer auf Bundesebene. Dann wurde er wissenschaftlicher Assistent

und in dieser Zeit entdeckte er die Segnungen eines indischen Gurus; zunächst glaubte er, dessen Botschaften mit seinem marxistischen Weltbild vereinbaren zu können. Aber letztendlich sagte er sich von beiden Extremen los. Während seiner Sanyassinphase war Peter bemerkenswerter Weise ausgeglichener als zu jeder anderen Zeit. Danach habe ich eher selten von ihm ein positives Bekenntnis zu einer Idee oder gar einer Ideologie vernommen. Aber er kennt sie alle.

Gabriel

Sie hatten diesmal genügend Zeit, um das einfache Türschloss zu öffnen. Im Licht von Miriams Feuerzeug fanden sie zusätzliches Werkzeug: Die Gruppe hatte auch einiges an Ausrüstung deponiert: Spaten, Hacken, Lampen, Zelte und Planen befanden sich in unverschlossenen Behältnissen. Die anderen Kisten waren mehrfach mit Schlössern gesichert. Miriam schob ein Tuch an der Wand beiseite, dahinter tauchte das Ganzkörperporträt eines Offiziers auf. „Kennst du den?“, fragte sie.

„Er kommt mir bekannt vor, aber diese Uniform ist weder Fisch noch Fleisch.“

„Wieso?“

„Weder Wehrmacht, noch Bundeswehr oder was ich so kenne. Warte ... ich glaube, das ist ein Politiker, aber der Name fällt mir nicht ein.“

„Macht nichts, las uns sehen, dass wir rauskommen.“

Sie verschlossen die Tür hinter sich mit dem Schlüssel aus dem Kasten und schlichen auf Strümpfen in Richtung Küche. Miriam vorneweg, da sie die Wohnung schon bei Taschen-

lampenlicht gesehen hatte. Trotzdem stieß sie bei Verlassen des ersten Raumes gegen ein Hindernis und irgendetwas fiel mit hellem Klang auf den Boden. Sie verharrten lauernd, hielten den Atem an, so lange es ging. „Weiter“, flüsterte Miriam, als alles ruhig blieb.

Sie hielt seine Hand und er schämte sich, wie sehr er schwitzte. Sie musste es spüren. Es waren noch einige Schritte bis zur Küche, als ein dumpfer Knall sie aufschreckte. Unmittelbar darauf folgte ein Fluch in einer ausländischen Sprache. Miriam ahnte, dass es Wladislaw war, der offenbar eine Etage tiefer den Weg zur Toilette nicht gefunden hatte. „Schnell!“ Miriam ließ Gabriels Hand los und sprang die letzten Meter in Richtung Balkontür. Er hetzte hinterher, berührte den Türgriff.

„Halt!“ Eine Taschenlampe blendete sie beide. Das Deckenlicht wurde eingeschaltet. „Keine Bewegung!“ Sie starrten auf eine männliche Person. Miriam kicherte angesichts der Unterhose, die ihr gegenüber stand und Gabriel wünschte sich, er könne auch eine Pistole sein eigen nennen. Einige Augenblicke später waren sie von weiteren Unterhosen umringt und fanden sich dann angebunden auf zwei Stühlen wieder.

Die Unterhosen hatten sich mächtig ins Zeug gelegt und trugen jetzt nichtssagende Hemden und Hosen, dann begannen sie eine Befragung. Das hieß, Fragen stürzten auf Miriam und Gabriel ein, ohne, dass sie eine differenzieren konnten. Schließlich riss einer der Männer das Gespräch an sich und die anderen Stimmen verstummten augenblicklich. „Was suchen Sie hier?“

„Und Sie? Ich denke die Wohnung steht leer?“, parierte Miriam.

„Ach und dann spazierst du einfach darin herum, weil du kein Zuhause hast.“, mischte ein Anderer mit.

„Keine Höhle!“, amüsierte sich ein weiterer Kerl. „Sagt mal, kennen wir den Typen nicht, war der nicht gerade noch unten?“

Gabriel schüttelte den Kopf. Dieser Kerl war der einzige, der ihm länger in die Augen geblickt hatte. Natürlich hatten ihn auch die anderen gesehen.

Miriam ergriff die Flucht nach vorne. „Auch, wenn es euch nicht passt, ich wohne eine Etage tiefer und mein Freund und ich brauchten einen Platz, an dem wir alleine sein konnten. Und da ich wusste, dass die Wohnung leer steht, nachdem ... der Vormieter ausgezogen ist, dachten wir uns ...“

„Es tut uns leid, wenn wir Sie gestört haben“, fügte Gabriel hinzu.

„Willst du damit sagen, dass du mit dieser Negerfotze in unseren Räumen gebumst hast?“

„Arschloch!“, kommentierte Miriam und fing sich eine deftige Ohrfeige ein.

„Nein!“, schrie Gabriel.

„Nein? Wir müssen das jetzt alles desinfizieren, meinst du, das macht uns Spaß? Warum fickst du keine deutschen Frauen?“

„Eva Braun war schon besetzt.“ Gabriel erschrak selbst über seine Spontaneität und ertete einen Schlag in die Magen-grube.

„Wenn Sie hier wirklich wohnen, sollten wir uns über die Nachbarschaft noch einmal Gedanken machen“, sagte Miriam mit stoischer Gelassenheit.

Der vermeintliche Anführer besaß sogar so etwas wie einen nachdenklichen Zug. Er nahm einen seiner Männer beiseite und besprach sich mit ihm. Offensichtlich waren sie verschiedener Meinung, sie stritten. Dann kehrte er zurück. „Nehmen wir einmal an, ihr habt Recht. Dann werden wir uns natürlich gebührend entschuldigen. Aber ich bin ehrlich gesagt von der Version nicht überzeugt. Jedenfalls können wir das heute Nacht nicht mehr überprüfen. Deshalb müssen wir euch leider erst einmal in Gewahrsam halten, morgen sehen wir weiter.“

„Sie brauchen doch bloß die Nachbarn zu fragen“, sagte Miriam.

„Die werden kaum etwas anderes sagen, wir haben da noch andere Mittel, um das raus zu finden. Tut mir leid!“ Er wandte sich an einen seiner Leute. „Merzbach, du übernimmst die Wache bis der Transport da ist.“

„Jawohl!“, antwortete der Angesprochene.

„Wenn wir was erfahren wollen, geht das auch schneller“, meldete sich jemand zu Wort. „Ich werd sie schon zum Sprechen bringen.“

„Nicht hier, wir bringen sie in den Stützpunkt.“

„Du hast verstanden, vorher nichts unternehmen!“, bekräftigte der Nachdenkliche. „Also!“

„Sie können uns doch nicht hier so zurücklassen“, versuchte es Miriam.

„Wenn sie schreien, kneble sie!“, war die einzige Reaktion.

Bis auf einen verließen die Männer den Raum. Gabriel kämpfte seit einigen Minuten gegen eine aufkommende Übelkeit. Er betete, dass er sich nicht erbrechen musste. Ihr Bewacher nahm auf einem Stuhl Platz, legte seine Füße auf einen anderen Stuhl und verschränkte die Arme vor der

Brust. Sein Blick wanderte von Miriam zu Gabriel und wieder zurück, um bei ihr zu verweilen. Kaum merklich schüttelte er den Kopf.

„Hast du Probleme?“, fragte Miriam.

„Schnauze!“

„Du bist doch ein kluger Kerl, was ihr hier macht ist ...“

„Schnauze, hab ich gesagt!“ Ein erneuter Schlag traf Miriam. Gabriel zerrte an seinen Fesseln.

„Und du bleibst auch ruhig!“ Die Hand stand drohend in der Luft. „Sonst lernt ihr mich beide kennen.“

Der Kerl lehnte sich wieder zurück und setzte ein überhebliches Grinsen auf. Gabriel schielte zu Miriam rüber, er konnte nicht feststellen, was der Schlag angerichtet hatte. Jedenfalls erwiderte sie seinen Blick gefasst. Nach einer Weile langweilte sich ihr Bewacher und zog es vor, die Wände anzustarren. Nachdem er damit fertig war, fingerte er an der Pistole herum, die in seinem Hosenbund steckte. Er nahm sie heraus, prüfte den Sicherungshebel, entfernte das Magazin, betrachtete es eingehend.

„Ist das nicht gefährlich?“, entfuhr es Gabriel. Er biss sich sofort auf die Zunge. Die Miene des Kerls verfinsterte sich für einen Augenblick, dann huschte ein Lächeln über seine Lippen. Er hob die Pistole an und zielte damit auf Gabriel. „Nicht, wenn man sich damit auskennt. Vielleicht kenne ich mich damit aber gar nicht aus. Wer weiß?“ Er spannte den Abzug und grinste.

„Schon gut!“, sagte Gabriel mit leiser Stimme. „Ich bin ruhig.“

„Schade“, sagte der Bewacher, er bastelte die Pistole wieder zusammen und legte sie vor sich auf den Tisch. Gabriel folgte seinen Bewegungen mit den Augen. Als er wieder hochblick-

te, nahm er hinter seinem Gegenüber einen Schatten am Fenster war. Er zuckte zusammen. Hatte er sich geirrt, oder war es das Gesicht von Markus, das er für einen Augenblick zu erkennen glaubte? Er drehte seinen Kopf ein wenig, hatte Miriam es auch bemerkt? Vielleicht war es nur ein Einbildung - Wunschdenken. Gabriel versuchte, sich vorzustellen, was Markus und die anderen ausrichten könnten. Was hatte der Anführer gesagt? Welcher Stützpunkt? Was wollten sie überprüfen? Ob es stimmte, dass sie privat hier oben seien? Wollten sie wissen, ob sie politische Gegner wären? Aber, selbst wenn die Nazis feststellten dass sie nicht gelogen hatten, bliebe ja noch die Tatsache, dass sie dieses Versteck entdeckt hatten. Sie konnten nicht wissen, was in den verschlossenen Kisten ist. Aber hatte er und Miriam nicht ihr Gespräch belauscht? War das ein Grund sie zu beseitigen, sie umzubringen? Hätten sie es nicht schon längst getan, jetzt wo es dunkel ist? Machte man das nicht im Dunkeln? Wahrscheinlich könnten Markus und die anderen den einen Bewacher überwinden, trotz der Waffe? Würden die Freunde es versuchen? Vielleicht die Polizei informieren?

Der Bewacher schreckte kurz auf, blickte sich aufgeregt um. Hatte er etwas gehört oder war er davor einzunicken?

Die Minuten verrannen quälend. Irgendwann stand der Mann auf, ging zur Spüle und füllte ein Glas mit Leitungswasser. Er trank es in einem Zug aus, dann füllte er wieder Wasser ein. Stumm hielt er das Glas fragend in die Richtung seiner Gefangenen. Gabriel nickte. Der Mann hielt ihm das Glas an den Mund und Gabriel trank.

Aber Miriam lehnte das Angebot ab, was den Kerl wütend machte. „Du bist wohl zu stolz. Dann durste eben.“ Trotzdem

füllte er das Glas erneut, ging zu ihr und kippte ihr den Inhalt ins Gesicht. Sie spuckte auf sein Unterhemd. Er lachte, dann setzte er ihr die Pistole auf die Brust. „Ihr glaubt wohl, morgen seid ihr wieder frei? Ich werd noch meinen Spaß mit euch haben, vor allem mit dir du kleine schwarze Drecksau!“

Sie schluckte. Er strich mit dem Lauf der Pistole über ihren Oberkörper bis zu zum Gürtel, hielt kurz inne und steckte ihn dann zwischen ihre Beine. Miriam zitterte, aber sagte nichts. Die Zeit schlich weiter. Wenn alle aus dieser netten Gruppe die gleiche Mentalität hatten, wie ihr Bewacher, war es schlecht um sie bestellt, dachte Gabriel. Ob die Freunde überhaupt wussten, dass sie entdeckt worden waren? Vielleicht sollte er lieber, rein vorsorglich, mit seinem Leben abschließen. Jetzt hatte er einmal spontan gehandelt, geglaubt, damit größeres Unheil abzuwenden und jetzt das. Aber sein bisheriges Leben, in dem er ständig alle Schritte wohlweislich bedacht und Gefahr und wirklich existentielle Nöte nur vermittelt kennen gelernt hatte, war auch nicht das Gelbe vom Ei gewesen. Das „Gelbe vom Ei“? Seit wann drückte er sich so umgangssprachlich aus? Wenn auch nur gedanklich. Egal, es gab Situationen, die wurden um keinen Deut besser, wenn man sich stilistisch korrekt ausdrückte. Er begann, leicht amüsiert, passende Ausdrücke für den Bewacher zu suchen: Asozialer Hirnamputierter, frustrierter Lustmolch, autoritätsgeiler Wichser, Nazischwein, Dumpfbacke, trostloses Spatzenhirn, Vollidiot, Taschenbillardmeister, Zuchtbolzen, Muttersöhnchen. Gabriels Selbstwertgefühl steigerte sich in dem Maße, in dem er sich von seinen stilistischen Vorgaben befreite. Er entwickelte die Idee, einen Schundroman zu schrei-

ben, indem er sich mal wirklich austoben konnte. Er freute sich. Das irritierte den Bewacher.

„Sag mal, war irgend etwas in deinem Wasser oder bist du durchgeknallt?“

„Letzteres, meine Sicherungen sind leider etwas durchgebrannt, aber sonst geht es mir gut. Danke der Nachfrage.“

Gabriel amüsierte sich über die Reaktion des Schwachkopfs, sein Maul stand offen, es lud förmlich dazu ein, es mit unflätigen Beschimpfungen zu stopfen. Und er versuchte es: „Bernstein!“

„Bernstein?“

„Habe ich Bernstein gesagt?“

„Das ist mir zu blöd, halt deine Klappe, sonst ...“

„Amythist!“

„Jetzt reicht's!“ Der Bewacher stand auf, wurde aber von einem rhythmischen Klingelzeichen unterbrochen. Er musste die Tür öffnen, drohte aber Gabriel noch auf seinem Weg zum Flur.

„Was redest du für einen Scheiß?“, fragte Miriam.

Gabriel strahlte sie an. „Ich hab's ihm gegeben!“

„Oh, Gott!“

Dann betraten zwei weitere Männer den Raum. Sie trugen einen großen Koffer.

„Wohin?“, fragte der eine.

„Nach hinten“, sagte der Bewacher. „Wir haben noch was für euch. Ihr sollt die beiden hier mitnehmen.“

Plötzlich klopfte es wieder an der Wohnungstür. Der Bewacher erschrak, dann gab er den Koffermännern mit einem Kopfnicken zu verstehen, sie sollten aufpassen. Er weckte seine Kameraden im Nebenraum. Augenblicke später wurde

Peter von zwei Männern mit Maschinenpistolen im Anschlag hineingeführt. „Wo ist Martens?“, fragte er unbeirrt.

„Hier!“ Der Anführer stand in der Tür und zog sich sein Hemd über.

„Was fällt Ihnen ein, Martens? Sie wissen doch, dass das meine Leute sind. Das wird Folgen haben!“ Peter ging zu den Stühlen und versuchte, die Fesseln zu lösen.

„Moment!“, gebot Martens Einhalt. Die Männer pressten die Maschinenpistolen an Peters Schläfen. „Erst mal, weiß ich gar nichts“, fuhr Martens fort. „Und dann wird diese Angelegenheit immer mysteriöser. Ich fürchte, wenn Sie keine Erklärung dafür haben, lasse ich mich auf nichts mehr ein.“

Peter wischte die Waffen mit einer Armbewegung zur Seite und ging auf Martens zu. „Rotzlöffel! Ich habe es nicht nötig, mich vor Ihnen zu legitimieren. Sie gefährden eine verdeckte Aktion.“

„Von wem? Sie Klugscheißer“, mischte sich ein weiterer Mann ein.

„Berghoff! Ihre Rolle beim Verbot der Nationalen Front hat Ihnen wohl noch nicht genügt. Wenn Sie weiter so dilettantisch agieren, gefährden sie auch die Existenz des Nationalen Einsatzkommandos. Aber seit heute nicht mehr lange. Dafür werde ich sorgen.“

Berghoff schien einen Moment lang betroffen. „Sie bluffen nur.“

„Lassen Sie es darauf ankommen!“

„Versetzen Sie sich in unsere Lage, wir müssen wissen, wer Sie sind. Auch wenn es spät ist, werden wir jetzt Kontakt zu unserer Kaderleitstelle aufnehmen. Mehr kann ich nicht für Sie tun“, sagte Martens.

„Sie handeln korrekt Martens, mein Kompliment. Ich werde Sie lobend erwähnen. Trotzdem möchte ich Sie um ein Gespräch unter vier Augen bitten.“

„Was wollen Sie damit bezwecken?“

„Ich werde Sie in etwas einweihen.“

„Der blufft nur“, meinte Berghoff.

„Haben Sie etwas zu verbergen, Berghoff?“, fuhr ihn Peter an.

„Las dich nicht einlullen, Klaus.“ Martens schien hin- und hergerissen. „Geht es nicht anders?“

„Gut, wie Sie wollen. Der Deutschlandrat hat beschlossen, neben ihren ehrenwerten Aktivitäten, eine Sondereinheit zu bilden, in der auch uns wohl gesonnene ausländische Genossen“, er blickte demonstrativ auf Miriam. „ihre Chance haben sollen.“

„Das ist doch Quatsch!“, unterbrach Berghoff. „Wir Arier werden uns niemals mit den Halbaffen einlassen.“

„Berghoff! Ihr Problem ist, dass Sie ungebildet sind. Nehmen Sie einfach mal unsere großen Vordenker wie z.B. den Freiherrn von Münchhausen. Ich weiß, das Beispiel ist insofern schlecht gewählt, weil es als Lügenbaron in die Geschichte eingegangen ist. Was Sie als Praktiker aber vielleicht nicht wissen ist, dass der echte Münchhausen sich intensiv mit der Arierforschung beschäftigt hat und einen kanadischen Indianerstamm wie auch die Hopis als vollwertige Arier identifiziert hat.“

„Klaus, wenn du jetzt noch glaubst ... der ist doch durchgeknallt.“ Berghoff schien vollends irritiert.

Martens unterbrach ihn. „Er hat recht“, sagte er mit leichter Resignation in der Stimme.

„Ja und?“

Martens zögerte. „Wir müssen ihn trotzdem überprüfen.“

„Habe ich doch gesagt“, beharrte Berghoff. „Diese Spinner werden uns noch einmal zugrunde richten.“

„Ooch, mein lieber Berghoff, vielleicht schaffen Sie das von ganz alleine“, erwiderte Peter.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Berghoff. Martens ordnete eine telefonische Verbindung zu einer Leitstelle in Bielefeld an. „Wir werden warten!“

Nebenan versuchte jemand ergebnislos, einen telefonischen Kontakt herzustellen. Der Mann gab irgendwann auf und verlangte nach einer Liste mit weiteren Nummern. Nach mehreren Versuchen hatte er Erfolg, Martens übernahm das Gespräch und verkündete, dass man gleich zurückgerufen werde.

„Gut sagen Sie mir unten Bescheid!“, schlug Peter vor, dann ging er in den Flur.

Gabriel glaubte einen Schatten auf dem Balkon zu erkennen.

Berghoff brüllte. „Sie bleiben hier!“

„Wollen Sie mich erschießen?“

„Wenn Sie nicht stehen bleiben!“ Berghoff hob seine Pistole.

Peter ging weiter. Es gab einen infernalischen Krach, die Tür wurde aufgetreten und Polizisten stürmten herein, gleichzeitig zersplitterte die Balkontür und weitere schwer bewaffnete Beamte sprangen durch das zerbrochene Glas. „Polizei! Widerstand ist zwecklos!“ Ein Schuss fiel, dann weitere.

Herbert

Ich weiß nicht, wie lange wir geschlafen hatten, als Peter wieder auftauchte.

„Wir können Sie nicht oben lassen! Ich hab in meinen Unterlagen einige Informationen über die Gruppe gefunden. Die schrecken vor nichts zurück, sozusagen eine Kamikazetruppe.“

„Was sollen wir tun?“ Ich war ratlos.

„Wir müssen raus finden, ob Miriam und Gabriel sich verstecken konnten. Komm zieh dich an, wir müssen nach oben.“

Er ließ mir keine Wahl. Ich zog mir etwas über, sagte Maria Bescheid und dann begaben wir uns zunächst zu den Studenten. Markus und Bernd Holter hatten noch gar nicht geschlafen. Nachdem sie von oben Geräusche gehört hatten, war Markus noch einmal auf den Balkon geklettert. Er berichtete, dass Miriam und Gabriel gefesselt wären und von einem Mann mit einer Pistole bedroht würden. Markus meinte, man könne ihn relativ einfach überwältigen. Peter war entschieden dagegen, es sei zu gefährlich. Wenn die anderen wach würden, hätten wir keine Chance.

Wir hörten jemanden im Treppenhaus und Peter beobachtete durch den Türspion wie zwei Männer mit einem großen Flightcase die Treppe hochstiegen.

„Das gefällt mir gar nicht“, meinte er. „Ich muss sofort rauf. Wer weiß, was die vorhaben.“

„Alleine?“, fragte ich.

„Sollen wir noch mehr gefährden? Ich gehe jetzt.“

„Wir kommen mit“, beharrte Markus.

„Nein, auf mich hören sie vielleicht, alles andere sieht wie ein Überfall aus. Ruft die Polizei an und sagt, dass es sich um ein Kadertrupp des so genannten Nationalen Einsatzkomman-

dos, NEK handelt und natürlich, dass sie bewaffnet sind. Also! Macht schnell!“

Peter ging und wir anderen warteten. Nach einer viertel Stunde traf ein Streifenwagen ein. Wir erklärten den Beamten die Situation. Sie bestanden darauf, auf Verstärkung zu warten. Über Funk nahmen sie Kontakt mit ihrer Einsatzstelle auf. Die Sondereinheit würde mindestens eine Stunde brauchen, selbst die Beamten glaubten, dass man nicht solange warten könne. Nach dem Eintreffen von zwei weiteren Streifenwagen schickte der Einsatzleiter einen Mann auf den Balkon. Nachdem dieser berichtet hatte, dass offensichtlich die Situation zu eskalieren drohe, gab sein Vorgesetzter den Einsatzbefehl. Vier Polizisten mit schusssicheren Westen, Helmen und Maschinenpistolen nahmen den Weg über das Treppenhaus und zwo seilten sich auf den Balkon hoch.

Wir hörten erst einen Schuss, dann mehrere fast gleichzeitig. Schreie, Kommandos, dann war es ruhig und wir trauten uns in das Treppenhaus, dort hallten uns Rufe nach Sanitätern und Notarzt entgegen. Man ließ uns nicht in die Wohnung vor. Nach einigen Minuten erfuhren wir von dem Einsatzleiter, dass einer unserer Freunde schwer verletzt sei, aber wahrscheinlich nicht lebensgefährlich, der Notarzt stabilisiere ihn momentan. Kreidebleich erschien Gabriel auf dem Treppenabsatz. „Der arme Peter“, sagte er. „Miriam ist bei ihm.“

Ilona drängte sich an ihm vorbei in die Wohnung und ließ sich von niemandem aufhalten. Gabriel erzählte stockend, wahrscheinlich sei einer der Neonazis tot, ein anderer und ein Polizist verletzt. Peter sei phantastisch gewesen.

Als Peter die Treppe hinunter getragen wurde, konnte er bereits wieder lächeln. Ich drückte kurz seine Hand. „Gut gemacht, alter Junge!“

„Hab ja doch noch was drauf.“ Er tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn.

Ilona begleitete Peter ins Krankenhaus und wir anderen gaben das Geschehen zu Protokoll. Es war schon fast Mittag als wir uns alle noch einmal in unserer Wohnung trafen. Gabriel meinte, die letzte Nacht habe ihm zu einer Erkenntnis verholfen, es sei wie ein Schlüsselerelebnis gewesen, ob wir etwas dagegen hätten, wenn er diese Nacht in einer Erzählung niederschreiben würde. Wir musterten ihn irritiert. Aber er ließ nicht locker und kam in den nächsten Tagen immer wieder darauf zurück. Schließlich konnte er Markus, Miriam und mich dazu überreden, unsere Sicht der Dinge aufzuschreiben. Er wollte es redigieren.

Ich hatte eigentlich schon immer vorgehabt zu erzählen, warum ich mich dem Stein gewidmet habe.